Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 1 Marburg i. H., den 3. Januar 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Sorgen — Der ästhetische Einschlag im Suchen unsrer Zeit — Die Mission in der modernen Welt. 1. Die Schwierigkeiten — Der Fall Römer. 1. Die Wahlpredigt — Il Santo. Roman von Fogazzaro — Licht vom Osten: 14. Evangelienfragmente auf ägyptischen Tonscherben — Verschiedenes: Beherzigenswertes zur Kirchenpolitik; Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel (Hühn); Kunsterziehung im Geiste Ludwig Richters (Rösener); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Sorgen

Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch. 1. Pet. 5, 7.

Nicht um einer frommen Gewohnheit zu folgen, sondern aus starkem Herzensbedürfnis schreiben wir den Bibelspruch über das neue Jahr.

Von Sorgen, die der Einzelne für sich hat, von Sorgen in Haus und Freundschaft wollen wir nicht reden. Sie brennen schmerzhaft genug, wo sie da sind. Und irgendwo sind sie immer da, Jahr um Jahr. Das ist so Menschenlos, wie Geborenwerden und Sterben.

Aber nur zuweilen ergreift uns die Sorge ums Allgemeine, um die Menschheit, um den Weltenlauf. Es ist uns, als müßten wir der ewigen Macht in den Arm fallen, müßten ihr die Zügel nehmen und selber lenken, weil wir so viel besser wissen, was not tut. So geberden sich manche Menschen in allem Ernst. Sie zerscheitern. Andre legen mutlos und teilnahmlos die Hände in den Schoß. Das ist auch nicht das Rechte. Es bleibt die Losung die beste, einzige: Arbeiten und nicht verzweifeln. Aber damit ich nicht verzweifle, muß ich einen Gott haben, auf den ich meine Sorge werfen kann.

Zweierlei Sorge ziemt uns gewiß vor aller andern: Sorge um Volk und Vaterland, Sorge um unsre Kirche.

Unsre deutsche Herrlichkeit reicht heute bis Südafrika, bis Ostasien und bis in die Wasser des stillen Ozeans. Wir gewöhnen uns allmählich daran, daß das Opfer kostet. Wir wundern uns kaum, wenn Woche um Woche die Verlustlisten durch die Presse gehn. Was sind uns die paar Toten? Unser Volk hat Söhne genug. Und sie kämpfen tapfer und tragen treu ihr stellvertretendes Leiden. Wären wir dort, wir wollten mit ihnen unsern Mann stehen. Gott Lob, es ist noch viel Tugend und Tüchtigkeit in unserm Volk. Noch viel selbstverständliche Pflichterfüllung. Noch viel Gutmütigkeit und Treue. Aber Eins verstehen wir Deutschen offenbar nicht: moralische Eroberungen machen. Weder in den fernen Weltteilen, noch bei den Nachbarvölkern, in deren Mitte wir wohnen, noch an dem fremden Blut, daß in unsern eignen Grenzen ist. Zwar in Festreden und in den Leitartikeln gewisser parteipolitischer Blätter spielt das Wort eine große Rolle: „Und es wird am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen.“ Man gerät in Gefahr, ein schlechter Patriot gescholten zu werden, ein Reichsfeind, wenn man darüber seine Glossen macht. Aber da die fremden Nationen diesseits unsrer Grenzen und jenseits bis an die Enden der Erde uns so gar nicht lieben, spüren sie offenbar wenig davon, daß Genesungskräfte von uns ausgehn. Sollten sie uns hassen um unsrer Güte willen? Weil wir Idealisten sind, ein Volk von Idealisten? Ach, das haben wir uns ja so gründlich abgewöhnt. Wir sind so treffliche Realpolitiker geworden. Für manche Wortführer sind wir es noch lange nicht genug. Und das kann ja sein. Nur schade, daß unser Fortschritt nach der einen Seite hin vielleicht nicht groß genug war, während wir nach der andern Seite hin riesige Rückschritte machten. Wir könnten von andern Nationen noch so viel lernen: ja was an ihnen nichts taugt, das nehmen wir an, und verkennen, was groß und vorbildlich an ihnen ist.*) Da sorgt man sich um sein Volk und Vaterland.

Unser soziales Gewissen hat uns Graf Posadowsky jüngst wieder geschärft. Der Mann steht auf hoher Warte und kennt unser Volk, er hat Ursache gehabt zu solcher Rede, sonst hätte er sie nicht getan. Wir wollen nicht wiederholen, was er gesagt hat. Anderswohin geht unsre Sorge. Um unsre Sozialdemokratie ist uns bange. Seit dem Dresdner Parteitage ist von ihr in diesen Blättern nicht mehr die Rede gewesen. Es war nicht das Sinken der Aussichten des revisionistischen Häufleins, das uns bedrückte, sondern das Sinken des moralischen Niveaus der gesamten Partei. Starke Worte, Umsturzgedanken, Terrorismus — das alles haben wir der Sozialdemokratie nie so arg verübeln können. Man mußte das immer ablehnen, auch wohl an der rechten Stelle bekämpfen, aber trotz Alledem durfte man an einen gesunden Kern in der Bewegung glauben. Ich gestehe, soviel Zutrauen zu unserm deutschen Volk habe ich immer gehabt, daß ich mir diese unsre mächtig anschwellende Arbeiterbewegung niemals ohne eine starke Beigabe von Idealismus habe denken können. Bloß um Lohn und Brot war und ist bei uns in Deutschland eine Volksbewegung nicht möglich. Aber man kann sich der Erkenntnis kaum verschließen, daß die mit der Hilfe des Idealismus emporgekommene Partei innerlich herunterkommt. Wie sie sich äußerlich weiter entwickeln wird, ob sie noch politische Erfolge haben wird, revolutionäre, wie sie sie träumt, wissen wir nicht. Was wir aber sehen, ist, daß sie an moralischen Elementen nicht zunimmt, sondern abnimmt. Wir halten uns nicht an einzelne Vorkommnisse oder Personen; jede Partei hat ihre dunklen Punkte. Wir ziehen das Fazit aus steter, ruhiger Beobachtung. Und wir gehören gar nicht zu denen, die sich dieses innern Niedergangs freuen. Da wir an ein rasches Aufsaugen unsrer Arbeiterbewegung durch das soziale Handeln unsrer andern Parteien und unsrer Regierung nicht denken konnten, haben wir immer unsre Hoffnung darauf setzen müssen, daß in der Sozialdemokratie selbst ihre bessere Seele Oberhand behalten oder gewinnen werde. Die Hoffnung wird geringer, und die Sorge wächst. Was Umsturz bedeutet, dem es an ethischen Kräften mangelt, studieren wir jetzt an Rußland. Manche von unsern Politikern wünschen die fortschreitende Demoralisierung der Sozialdemokratie, damit sie sie desto gründlicher zu Boden schlagen können. Solche brutale Spekulationen teilen wir nicht. Wir haben ein Interesse daran, daß sittliche Mächte in allen Lagern pulsieren, auch in dem unsrer deutschen Sozialdemokratie.

*) Man lese die Grenzboten Nr. 51 S. 677.

So sorgen wir uns um Volk und Vaterland. Aber die Kirche? Man mag auf sie schelten, wie man will, sie hat doch unserm Volk sein Kapital von Sitte und Sittlichkeit Jahrhunderte lang nicht schlecht bewahrt. Trotz aller Sünde und Schuld, die sie auf sich geladen hat, nach wie vor der Reformation: die Blätter der Geschichte erzählen davon Jedem, der lesen kann, genug und übergenug. Trotzdem sind unsre Kirchen etwas wert, auch nur vom allgemein moralischen Interesse aus betrachtet. Wie steht es nun heute um sie? Lassen wir die katholische Kirche auf sich beruhen und denken an unsre evangelischen Kirchen. In den Ostseeprovinzen ist soeben ein blühendes lutherisches Kirchenwesen zusammengebrochen. Auch wenn es wieder aufgerichtet werden sollte, ist es zusammengebrochen. Tüchtige, gebildete Pastoren und ein einsichtiges Kirchenregiment haben nicht gefehlt. Und das Gift, der Ruin kam von außen. Systematisch sind die lettischen usw. Völker gegen die deutsche Oberschicht aufgehetzt worden, von der eignen Regierung, nach dem selbstmörderischen Rezept Halbasiens. Aber wie wenig hat es hier doch „das Wort allein" getan! Wo blieb die Gemeinschaft der Gemeinde? War sie vielleicht niemals da? Sondern nur große Pastorate mit Predigt und Unterricht? Dazu auf den Höfen patriarchalische Fürsorge der Herrschaften für die Gutszugehörigen — aber keine weitausschauende, das Ganze emporziehende Fürsorge? Wir klagen Niemanden an, es wäre wahrlich nicht die Zeit dafür, auch überschaut und durchschaut Keiner jetzt, was dort vorgeht. Aber muß uns nicht die Sorge kommen, daß auch unsre kirchlichen Gemeinschaften zu viel versäumt haben und noch versäumen?

Das alles scheint ja mehr auf einen Gewissensappell hinzudrängen, als auf ein Bekenntnis des Gottvertrauens. Aber was nützt der Gewissensernst, die Aufrüttelung des guten Willens, wenn wir nicht bitten dürfen: Vergib uns unsre Schuld!? Wenn wir mit solchem Gebet unsre Zuflucht zu Gott nehmen, als zu dem, der allein unsre und fremde Schuld tilgen kann, — das heißt unsre Sorge auf Ihn werfen. Das ist das Geheimnis, der Triumph der Religion. Da wird es stiller in unsrer Seele.

Doch da ist noch eine Sorge: in unsern Kirchen der Streit um die Wahrheit. Ist der nicht von allem Schweren das Verhängnisvollste? Daß Nichts mehr fest zu stehen scheint, der letzte Halt wankt? Müßte nicht Alles gut werden, wenn wenigstens die Christenheit — ich meine Alle, die mit Ernst Christen sein wollen — Ein heller Haufe wäre, einig bis auf den Grund, und also tüchtig, die Kriege ihres Herrn zu führen wider alles Faule und Gemeine, wider alle Selbstsucht und Zwietracht in der Welt? Ein Glaube, Ein Bekenntnis, Eine Predigt, Eine Theologie?

Gewiß, auch uns bedrückt oft die Schärfe, die der Streit der Meinungen angenommen hat, und die Weite der Kluft, die sich zwischen den Extremen auftut. Und über manchem einzelnen Erlebnis kommt uns wohl die Sorge, wo dies Wogen des Für und Wider um das Heiligtum unsrer christlichen Erkenntnis hinauswill. Aber schnell siegt über solche Anwandlungen immer wieder das Gottvertrauen. Denn in der Tiefe betrachtet ists doch ein redliches Ringen von allen Seiten, und viel guter Wille ist da. Darum freuen wir uns unsrer Kirche, daß sie diesen Kampf in sich hat, und möchten keiner andern angehören. Wir freuen uns unsers Gottes, der ein eifriger Gott ist, ein Gott, der seinen Kindern Etwas zu denken und zu tun gibt, der da will, daß wir auf eignen Füßen sollen zum Himmelreich eingehen. Und sind dessen gewiß, der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden. Laßt uns redlich sein und reines Herzens, so werden wir Ihn schauen und den Sieg seines Lichtes erleben. Und zwar vielleicht gerade dann, wenn die Augen uns schon wollen trübe werden und keinen klaren Weg mehr sehen. Dann bringt er Alles zum Ziel, ganz anders wohl, als wir wähnten. Denn er ist größer als unser Herz. Und möchten wir einen kleineren Gott haben? All eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch. R

Der ästhetische Einschlag im Suchen unsrer Zeit

1

Intuitiv erschauen die schaffenden Geister das Neue, nach dem die Zeit sich sehnt. Alle zukunftskräftigen Keime nehmen sie halb unbewußt in ihre Seele auf und ergießen die Fülle ihres Geistes in die Außenwelt, um deren Innerstes neu zu gestalten. Aber noch harrt unsre Zeit vergeblich solcher Propheten. Und wir kleineren Durchschnittsmenschen fühlen uns mit unserm ehrlichen Tasten auf einen andern Weg der Wirksamkeit gewiesen. Wir bedürfen des Umwegs über die klare Erkenntnis und die kritische Sichtung. Immer aufs neue müssen wir das moderne Leben studieren, müssen prüfen, ob und wie wir unsre religiöse Verkündigung ohne Verlust an christlichem Gehalt der modernen Geistesart anpassen können. Mögen unsre Gegner zur Rechten über solche Bemühungen spotten, wir empfinden sie doch als heilige Pflicht, und keine Enttäuschung wird dies Bewußtsein in uns töten dürfen.*)

So reißt denn die Kette der Schriften nicht ab, die das Verhältnis des Christentums zum modernen Menschen behandeln. Unter anderen sei hier das kürzlich erschienene Heft des Pastors Friedrich Manz empfohlen.**) Es zeichnet sich zunächst durch guten Einblick in die Schwierigkeit der Frage aus. Unendlich Vieles gährt in unserm Geistesleben durcheinander, keine Stimmung oder Ueberzeugung erringt eine wirkliche Herrschaft; und so ergibt sich für Manz nur das eine typische Merkmal des modernen Menschen, „daß er gar keinen bestimmten Charakter hat". Dazu tritt eine starke Empfindung für den Wert der Stetigkeit in der kirchlichen Predigt und für die Torheit der Anpassung an jede Tagesströmung:

> Deshalb müssen wir uns aber auch für unsre Tage darüber klar sein, daß der Widerspruch gegen das Christentum nicht allein und nicht vor allem in der Verwerfung der Dogmen seinen Grund hat. Das ist nur ein gern und geschickt gewählter Vorwand. Der Widerspruch richtet sich gegen das eigentliche Wesen des Christentums. Das Christentum hat zweifellos von Anfang an etwas Weltabgewandtes, wenn auch nicht, wie man oft annahm, etwas Weltflüchtiges. Es tritt auf als eine Reaktion gegen falsche Einschätzung irdischer Werte. Es betont demgegenüber die Ewigkeitswerte und die tiefsten Interessen einer unsterblichen Seele. (S. 19)

Wir täuschen uns arg, wenn wir meinen, die Menschen durch eine liberale Auffassung der christlichen Lehre zur Kirche zurückzuführen:

> Zum Christwerden gehört heute wie immer etwas ganz Anderes: Erschüttertsein durch die Tatsachen der Sünde, der Vergänglichkeit, des Todes, das Hungern und Dürsten nach wahrhaft Lebenswertem. (S. 20)

Was ihm trotz dieser Einsicht die Hoffnung auf Verchristlichung der Zeit erhält, ist die Tatsache, daß man in vielen Kreisen jetzt wieder beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen. Allmählich verbreitet sich eine günstige Stimmung, und plötzlich wird die Selbstbesinnung allgemein sein, „wie die Begeisterung in Kriegszeiten auch müde, ideallose Menschen erfaßt". Den wichtigsten Quellpunkt des Glaubens sieht Manz nach wie vor in der Persönlichkeit Jesu und das höchste Ziel darin, „Gott in unsre ganze Weltanschauung aufzunehmen".

2

Das Schriftchen bietet eine wertvolle Anleitung zur Betrachtung des in dem Thema verborgenen Problems. Aber Eines wird hier wie fast immer übersehen. Je mehr man nach bestimmten Inhalten des geistigen Lebens fragt, desto widerspruchsvoller und ungeklärter scheint das Bild der Zeit. Das Spezialistentum, das notwendig aus dem wissenschaftlichen Betriebe der Gegenwart folgt, sowie der steigende Anspruch des Berufes und der wirtschaftlichen Kämpfe an die Kraft des Einzelnen erschwert es unsäglich, nach gleichmäßiger Durchbildung des Lebens zu streben. Mit einem kleinen Ausschnitt aus dem Riesenkreise der geistigen Nahrung muß auch der „Gebildete" sich begnügen: seine Stimmung bleibt im Bann der Einzeler-

*) Neuerdings ist aus dem Spott Nachfolge geworden. Man denke an die Seebergsche Richtung und Theodor Kaftan. D H

**) Der moderne Mensch und das Christentum. Lahr i. B., Groß und Schauenburg 1905. 31 S. 50 Pfg.

fahrung, statt sich emporzuläutern zur Höhe einer allseitigen und reifen Weltbetrachtung. Ist es da ein Wunder, daß ein Mangel ebenso an hochstehenden Charakteren wie an gemeinsamer Ueberzeugung die moderne Menschheit kennzeichnet? Vielleicht aber gibt es einen Weg, außer solchen negativen Merkmalen einen positiven Zug zu erfassen. Nicht nach den Inhalten der Stimmung oder Ueberzeugung, sondern nach der geistigen Tätigkeit sollten wir fragen, mit der die Besten in den nichtchristlichen Kreisen der Gegenwart ihre Ueberzeugung, ihren Glauben gewinnen.

Auf den rechten Weg zur Antwort leitet eine unbestreitbare Tatsache. Man erkennt mit wachsender Klarheit, daß unser Geistesleben trotz ungezählter Einzelfortschritte noch durchaus innerhalb des Entwicklungsabschnittes steht, der etwa 1750 eingesetzt hat. Um nur das Allerwichtigste zu nennen: noch strahlen von einem Lessing, Herder und Schiller unendlich reiche Anregungen aus; noch sind Goethe, Kant und Schleiermacher, Jeder auf seinem Sondergebiete, die Meister, an die jede weitere Leistung unmittelbar anknüpfen muß. Wohl nährt unser Geschlecht sich an Allem, was Einzelwissenschaft und Technik inzwischen erarbeitet haben, und dankbar ist es sich der realistischen Schulung bewußt, die es überall, von der Politik bis zur bildenden Kunst, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts empfangen hat. Allein wir müßten keine Deutschen sein, wenn unser Geistesleben diese Schulung anders denn als erzieherisch wichtigen Durchgangspunkt verwerten sollte. Indem wir aber weiter streben, wenden wir uns unwillkürlich rückwärts und suchen von den Großen der Vergangenheit treibende Kräfte zu leihen. So hat man denn seit etwa 1890 mit der Rückkehr zur Romantik begonnen. Dann haben die Gedenktage der letzten Jahre einen Goethe, Herder, Kant und zuletzt Schiller aufs neue unter uns heimisch gemacht. Unendlich Viele haben ihre Stellung sogar zu Schiller revidiert, vor allem aber in Goethe einen Führer zur Höhe des Lebens gefunden.

Was lernen wir daraus für unsere Frage? Nun wohl — jene erste Schöpferzeit der neuen deutschen Bildung war stärker ästhetisch interessiert als jeder uns bekannte Abschnitt der Geschichte. Was die Einzelwissenschaften zuvor an Stoff erarbeitet hatten, wurde nicht nur mit der Kraft des Denkens sondern auch mit der des Dichtens und Bildens zu einheitlichen Weltanschauungen zusammengeschmiedet. Vor allem Herder, Goethe, Schleiermacher bezeugen es durch positive Werke, während Schiller sich mehr durch seine theoretischen Lehren über die ästhetische Erziehung des Menschen als Kind und als Führer seiner Zeit erweist. Was vollends die Romantik betrifft — gehört es nicht zu den allerwichtigsten Merkmalen ihrer ersten, bedeutenderen Periode, daß sie mit fast ausschließlich ästhetischen Mitteln einen Neubau des geistigen Lebens durchführen wollte? Wenn also unsre Zeit die Triebkräfte jener großen Vergangenheit erfassen will, so stößt sie unwillkürlich auch auf die ästhetische Empfindung.

3

Der Hinweis auf ihre Bedeutung aber trifft einen wohl vorbereiteten Boden. In der Beschäftigung mit Kunst — vor allem Musik — und Litteratur genießen weite Kreise die Erhebung des Gemüts, die man sonst der Religion entnahm. Handelten früher nur Einzelne so und diese meist ohne bewußte Feindschaft wider die Religion, so wächst sich das in unsern Tagen zur Sitte der „Gebildeten“ aus; damit aber verliert die Religion in ungezählten Herzen Anknüpfungspunkt und Wirksamkeit. Sogar das weibliche Geschlecht droht hier, soweit es genügende Muße und Geistesbildung besitzt, in wachsendem Maße ein Surrogat des religiösen Lebens zu suchen. Je tiefer unsre Gebildeten Litteratur und Kunst verstehen, je mehr sie wirkliche Lebensmächte, Offenbarungen von großen Persönlichkeiten darin entdecken, desto größer wird die Gefahr. Vielleicht stehen wir in der Tat vor dem Anbruch der ästhetischen Kultur, von der Einzelne schon lange träumen. Man spricht mit Recht von einer Steigerung des religiösen Sinnes in unsrer Zeit. Allein wie gering ist sie im Vergleich mit der des ästhetischen Sinnes!

Was in weiteren Kreisen vorläufig noch Stimmung und Interesse bleibt, verdichtet sich in engeren bereits zu energischen Versuchen. Hier müssen wir Friedrich Nietzsche nennen. Er war es, der zuerst des bloßen Wissens, des Skeptizismus und des Nivellierens müde, nach neuen, wolkenhoch gesteckten Zielen flog; seine Schwingen aber erwuchsen zweifellos aus der Stärke seiner ästhetischen Gaben. Ohne es zu wissen und zu wollen, knüpfte er an die frühere Romantik an; aber er glich ihr auch darin, daß sein Streben ein Flug des Ikarus wurde. Die Schwingen schmolzen ihm selber, und kein ernsthafter Denker mag sie übernehmen. Was bleibt, ist nur eine allgemeinere stimmungsmäßige Verstärkung des Strebens nach ästhetischer Ueberhöhung des Daseins. Eben dies Streben erweist sich kräftig in dem Freundesbund, der sich vor einigen Jahren in Friedrichshagen bei Berlin zusammenfand. Heinrich und Julius Hart, Wilhelm Bölsche und Bruno Wille traten zu einer Lebensgemeinschaft zusammen, die den neuen Geist in eine neue Religion verwandeln sollte. Sie sind gesättigt mit den Ergebnissen der neueren Naturwissenschaft; das Naturgesetz gehört zu ihren Göttern und Haeckel ist sein Prophet. Auch die Geschichte ist ihnen wenigstens zu einem Teil bekannt, d. h. wenigstens soweit, daß sie mit eiliger Geschichtsphilosophie einen zusammenhängenden und stetig forschreitenden Gang alles Geschehens feststellen zu können glauben. Aber darin liegt nicht ihre Bedeutung. Was sie folgerechter und anziehender bieten als Andre, das ist die Durchdringung des aus der Geschichts- und Naturwissenschaft übernommenen Stoffes mit ästhetischer Empfindung. Männer wie Haeckel selbst waren hier vorangegangen. Sein „Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft“ beginnt bezeichnender Weise mit Gedichten von Goethe und Arthur Fitger, während die philosophische Grundlegung in bedenklichem Grade mangelt. Die Weltanschauungsschriften der Friedrichshagener lesen sich vollends wie interessante Romane. Sie nutzen aus der ungeheuren Fülle der wissenschaftlichen Ergebnisse nur das, was sich in einen monistisch erklärten, widerspruchslosen Zusammenhang verschweißen läßt, stellen den Zusammenhang zuweilen mehr schön als richtig her, umkleiden ihn mit den Mitteln eines glänzenden Stils und predigen das so erstandene Kunstwerk als ihren Gott. Sie predigen es nicht nur, sondern sie fallen in anbetender Entzückung davor auf ihre Knie und verehren es als Verkörperung des ewig schaffenden, Natur- und Menschenwelt gleichmäßig beseelenden Lebens. Weil sie für seine Schönheit im Innersten empfänglich sind, vergessen sie davor jede Trübung und Störung. Sie vergessen, daß der Gang der Entwicklung auch unendlich viel Schönes und Edles zermalmt, daß er berechtigte Ansprüche und Gefühle vernichtet; sie vergessen vor lauter Weltfreude das furchtbare Weltleid, das alle Teile des Alls mit seinen Seufzern füllt. Sie verlieren das Bewußtsein der eigenen sittlichen Persönlichkeit und ihres Selbstwertes und lösen sich innerlich auf in der Anschauung des einheitlichen Zusammenhanges der Welt. So erleben sie ihre Erlösung als eine wirkliche, wenigstens momentane Befreiung vom Leid und von der Unruhe des vergänglichen Daseins, aber so, daß sie sich selber dabei vernichten.

4

Wer die Geschichte des menschlichen Geisteslebens kennt, dem werden bei dieser Skizze viele Parallelen aus alter und aus neuer Zeit ins Gedächtnis kommen. In der Tat ist so gut wie Nichts an der Weltanschauung der Friedrichshagener original. Auch sonst ist die Kritik daran nicht schwer. Vor allem weckt die Tatsache Bedenken, daß die Lebensgemeinschaft der Friedrichshagener, soviel bekannt geworden ist, nicht lange ohne schwere Störung geblieben ist. Sie scheint schon jetzt nicht mehr, oder wenigstens nicht in der alten Weise, zu bestehen. Wichtiger aber als zu kritisieren ist es, die positive Bedeutung des Versuchs zu erkennen und zu betonen. Sie liegt darin, daß hier nicht nur wie früher Einzelne wagten, eine ästhetische Befriedigung ihrer Gemütsbedürfnisse zu erstreben, sondern eine Gemeinschaft sich darauf begründen und Propaganda machen wollte. Hier tritt auf der einen Seite ein

erhöhtes Kraftgefühl, auf der andern eine bessere Einsicht zu Tage: man sucht die Religion nicht zu bestreiten, indem man ihre seelische Grundlage leugnet, sondern man sucht ihre innere Wirkung durch eigne Leistungen zu überbieten; und man zieht sich nicht lediglich auf eignen ästhetischen Genuß zurück, sondern will damit auf Andre wirken. So dürfen wir den Trägern der Bewegung keinesfalls unsre Achtung versagen.

Ob sie freilich die Bedürfnisse, die sie anerkennen und selbst empfinden, auf ihre Art auch nur einigermaßen befriedigen können? Vermag ihre, vermag überhaupt irgend welche ästhetische Weltanschauung tätigen Menschen mehr zu sein als eine Verklärung gewisser Höhepunkte, als eine Ausstattung der Muße-, Fest- und Feierstunden des Lebens? Die Frage entscheidet sich an der weiteren, ob sie Einfluß auf das sittliche Empfinden und Handeln gewinnen kann; oder, da dies im allgemeinen bei dem engen Zusammenhang aller seelischen Funktionen selbstverständlich scheint, ob sie im besondern die Kräftigung der sittlichen Triebkräfte, die Reize des Handelns gewähren kann, die der gesteigerte Kampf ums Dasein heute fordert. Niemand von uns wird bei gerechter Prüfung leugnen, daß an diesem Punkte eine vorwiegend ästhetische Weltbetrachtung hinter der christlichen zurückstehen muß. Allein es wäre töricht zu behaupten, daß aus jener unbedingt eine orientalische Seligkeit des träumenden Nichtstuns oder doch eine Gleichgiltigkeit gegenüber dem sittlichen Handeln folge. Nein, es gibt so manche Brücke, die von ihr in das Gebiet der Ethik überleitet, und vor allem eine wird häufig betreten. Wie das große Weltall, so läßt sich das Leben des Einzelmenschen als Kunstwerk verstehen. Der Reichtum der Seele prägt sich im Handeln aus und verwandelt, sofern er selber einheitlich ist, das ganze Leben in eine harmonische Einheit. Die Vorstellung und innere Anschauung dieser Einheit reizt zum Handeln, zur weiteren Arbeit an der Umsetzung der inneren Fülle in lebendige Tat. Sie mahnt zugleich, nur solche Motive auf das Handeln wirken zu lassen, die der eigenen Gesinnung entstammen, d. h. die lautere Echtheit des Handelns zu wahren. Durch diese oder ähnliche Zwischenglieder vermag die ästhetische Betrachtungsweise allerdings auf die sittliche Triebkraft zu wirken. Nur fragt es sich, ob die Feinheit und Künstlichkeit der Zwischenglieder nicht den sichern Gang des Räderwerks gefährdet oder doch die Größe seiner Leistung mindert. Wir Christen werden ohne weiteres solche Gefährdung behaupten, wollen aber nie vergessen, daß wir unser Urteil im Banne einer vorgefaßten Ueberzeugung sprechen, und daß der Stand der sittlichen Kultur in den christlichen Völkern uns eher Klagelieder als Triumphgesänge auf die Lippen legen muß.

5

Was ergibt sich aus unserm Rundblick? Wir sahen, wie ringsum eine ästhetische Stimmung emporblüht, wie sie in der Rückkehr zu den großen Männern des 18. Jahrhunderts eine Stärkung findet, wie sie sich bereits zur Welt- und Lebensanschauung verdichtet, ja in sittliche Triebkraft umsetzen möchte. In Alledem liegt ein Vorteil für die christliche Verkündigung, sofern darin die Notwendigkeit anerkannt wird, über bloßes Wissen und Erkennen zu höheren Gipfeln des geistigen Lebens emporzustreben. Zugleich aber ist die Gefahr für das religiöse Leben unsrer Gebildeten groß, vielleicht größer, als sie jemals von der Wissenschaft ausgegangen ist.

Wie können wir nun der Gefahr begegnen?

Zweifellos das Erste muß sein, daß wir uns desto klarer auf die Eigenart der Religion, d. h. für uns: des Christentums, besinnen. Wider alle, auch wider die ästhetischen Surrogate gilt es, für das eigne Leben und die religiöse Verkündigung den Kern festzuhalten, den z. B. Manz in den oben zitierten Worten umschreibt.

Allein wir würden unsre Pflicht versäumen, wenn wir uns damit begnügen wollten. Weshalb haben Herder und Schleiermacher, die wahrlich das Wesen des Christentums ungewöhnlich tief verstanden, niemals ästhetische Mittel verschmäht? Sie erkannten darin fast instinktiv eine wichtige Hilfe für die Behauptung der echten Religion gegenüber aller intellektualistischen, moralistischen und utilitaristischen Verkehrung; vor allem ihr neues Verständnis von Offenbarung und Erlösung wäre anders kaum zur Reife gediehen. Sie erkannten ferner in der Verwertung der ästhetischen Empfindung eine Zauberrute, die so manchen Schatz auch für die religiöse Ernährung des Menschen zu erschließen vermag; zumal in der Form des Naturgefühls und der Freude an kraftvollen Persönlichkeiten dringt sie in Tiefen hinein, die sich sonst nur allzu leicht dem Auge verbergen. Unbewußt verwendet auch unsre Frömmigkeit und Theologie nicht selten sowohl ästhetische Empfindungen wie ästhetische Maßstäbe. Unsre Gegner haben Recht, wenn sie darauf z. B. in der Beurteilung der modernen Jesusschriften hinweisen. Vielleicht haben sie sogar darin Recht, daß sie ein Uebermaß tadeln. Gerade weil die Anwendung ohne klares Bewußtsein geschieht, dringt sie allzu leicht in Tiefen ein, in denen sie gefährlich wird. Erst klares Nachdenken über ihr Recht kann uns auch ihre Grenzen zeigen, kann uns kritische Vorsicht lehren. Wenn wir uns damit wappnen, können wir ruhig die Bahnen Schleiermachers und Herders betreten.

Das Bewußtsein, daß unser Christentum weit tiefer wurzelt und weit höher trägt als alle ästhetische Empfindung, verleiht uns den Mut, ohne Furcht vor Ueberwältigung, wie in jeder Gabe der Zeit so auch in dieser ein Gottesgeschenk zu begrüßen. Sind wir wirklich Christi, dann ist Alles unser.

Horst Stephan

Die Mission in der modernen Welt

1. Die Schwierigkeiten; 2. Die Pflicht; 3. Sinn und Geist der Mission in der modernen Welt

1

Von Mission zu sprechen gehört heute zu den undankbarsten und unpopulärsten Aufgaben, wenn man sich nicht an eine schon von Hause aus dafür interessierte Gemeinde wendet. Der Gebildete im gewöhnlichen Sinne des Wortes (wo er die die durchschnittliche Bildung besitzende Oberschicht unsers Volkes darstellt) weiß Nichts von Mission; er will von ihr nichts wissen. Auch wenn er sich im Allgemeinen für die Aufgaben und Fragen des religiösen Lebens interessiert, so ist ihm doch dabei die Mission das Gleichgültigste und Fraglichste.

Worin liegen die Gründe dieser Erscheinung? Sie ist nicht ganz selbstverständlich und ist auch keineswegs durch alle Völker gleichmäßig verbreitet. Sieht man auf die Missionsarbeit selbst, so ist das gegenwärtige Zeitalter ein Zeitalter der Mission, wie keines vor ihm. Die protestantische Mission verausgabt gegenwärtig jährlich rund 50 Millionen, beschäftigt rund 6000 Missionare und hat rund 17 000 Schulen auf den Missionsgebieten aufgerichtet; die Leistungen der katholischen Kirche werden dahinter schwerlich viel zurückbleiben. Diese Zahlen aber bedeuten eine kolossale Missionsarbeit, die nicht in dieser Weise blühen würde, wenn sie erfolglos wäre. Dabei liegt der Erfolg gar nicht wesentlich in den Zahlen der neugebildeten Gemeinden und Getauften, sondern in dem Einfluß der europäisch-christlichen Ideen rings über die Erde, der sich zahlenmäßig und statistisch überhaupt nicht fassen läßt. Die moderne Kolonisation, der Imperialismus, der Weltverkehr, das Vordringen der europäisch-amerikanischen Zivilisation breitet überall zugleich das Christentum aus. Das wäre allerdings nicht möglich, wenn die Abneigung gegen die Mission in allen Ländern so verbreitet wäre, wie in Deutschland. In Wahrheit sind die führenden Völker in dieser Ausbreitungsbewegung, England und Amerika, lebhaft und aufrichtig an der Mission interessiert. Hier herrscht in allen Volksschichten eine Gläubigkeit, die stark genug ist, um die Männer und Frauen der verschiedensten Lebensstellungen am Missionswerk zu beteiligen und um die Ausbreitung des eigenen religiösen Glaubens als eine Pflicht erscheinen zu lassen. Bei der starken Beteiligung der Laien am kirchlichen und religiösen Leben ist es hier auch keine kirchliche, sondern eine allgemein menschliche Angelegenheit. So kommt es, daß der Ausbreitungsbewegung dieser Völker von allen Mächten des religiösen Propagandatriebes mit belebt wird und

daß dem Ostasiaten Christentum und anglo-amerikanische Zivilisation identisch erscheint, während der Deutsche mit dem Schulmeister, dem Lehrbuch und dem Exerzierreglement zusammenfällt. Wir haben uns in der kurzsichtigen und selbstgerechten Beurteilung angelsächsischer Zustände, die wir uns von einer gewissen Presse haben aufreden lassen, diese Erscheinungen aus Heuchelei erklärt. Das ist aber für Jeden, der diese Völker in der Nähe gesehen hat, ausgeschlossen. Bei ihnen ist eben überhaupt das religiöse Leben anders geartet als bei uns, und ihre praktische, nicht an Systemen und Spekulationen hängende Natur wertet die Kräfte des religiösen Lebens anders.

Die Mission ist wirklich eine Großmacht des heutigen Völkerlebens und auf dem Wege der Mission dringt vor allem angelsächsischer Geist in die weiten Gebiete der nichtchristlichen Welt. Da ist es wirklich nicht bloß eine theologische Liebhaberei kirchlicher Kreise, wenn die Anteilnahme auch Deutschlands am Missionswerk gefordert wird. Mit Schneidigkeit und Wissenschaft allein gewinnen wir keinen wesenhaften Anteil an jenem Leben der neu unserer Kultur zu erschließenden Völker; es wäre zu wünschen, daß Etwas vom besten und innerlichsten religiösen Leben Deutschlands mit daran beteiligt wäre. Nicht um politische Ausnutzung der Mission handelt es sich, sondern um Anteil an der Bildung des neuen geistigen Lebens, das der elementaren Grundkräfte der Religion nicht entbehren kann und auf das auch auf diesem Wege am stärksten gewirkt wird.

Aber wie kommt es nun bei uns zu dieser Abneigung gegen die Mission, gegen jeden Versuch, die deutsch gefärbte und aus deutschem Geistesleben erwachsene Religiosität in die Welt zu tragen?

Die Gründe sind mancherlei. Zunächst fehlt es nicht an allerhand äußerlichen und zufälligen Gegensätzen gegen die Mission, an Reibungen zwischen Mission, und Politik, Handelsinteressen und Missionsinteressen, Kolonialbeamten und Missionaren. Die abschätzigen Aeußerungen Wißmanns und ähnliche zahlreicher Kaufleute über die Mission, und zwar besonders über die protestantische, sind allbekannt. Der chinesische Boxeraufstand wird als eine Unannehmlichkeit und Ausgabe bezeichnet, die uns nur die Missionare auf den Hals gezogen hätten. Der nationale Chauvinismus empört sich, wenn die Missionare nicht mit der kolonisierenden Macht völlig gemeinsame Partei machen, und klagt über Humanitätsdusel und Verzärtelung, wenn die Missionare mit Menschenrechten der Farbigen kommen. So erzeugte sich eine weitverbreitete Mißstimmung, welche die Mission lediglich für schädlich erklärt.

Doch wären diese Dinge, die doch auch von Anderen ganz anders beurteilt werden, nicht imstande gewesen, die Abneigung hervorzubringen, wenn vorher eine wirkliche Zuneigung vorhanden gewesen wäre. Die Mission ist von Hause aus im protestantischen Deutschland nicht beliebt. Der deutsche Protestantismus ist wesentlich lutherischer Herkunft. Das Luthertum aber hatte die strengste Richtung auf Amt und Ordnung in der Kirche und auf das Zusammenfallen von Staat und Kirche. So konnte das Luthertum an Mission überhaupt nicht denken. Die Kirchen missionierten nicht, weil sie außerhalb der Landeskirche und des Bereiches des Landesfürsten Nichts zu suchen hatten, und die privaten Einzelnen missionierten nicht, weil der Privatmann oder Verein kein göttlich-kirchliches Amt dafür hatte. Das strenge steife Landeskirchentum, der absolute Konservatismus des Luthertums hinderten die Mission; und ganz charakteristisch sang ein lutherischer Pastor von der Mission:

> Vor Zeiten hieß es wohl: Geht hin in alle Welt,
> Jetzt aber: Bleib allda, wohin dich Gott bestellt.

Diese Erziehung im Geist und Sinn des Luthertums hat überhaupt in Deutschland den Gedanken der Ausbreitung nach außen und die Privat-Initiative gehemmt, und so auch auf dem Gebiet der Mission; vergeblich hat ein Leibniz die Deutschen gemahnt, an der Erschließung der Welt durch Teilnahme an der Mission sich zu beteiligen. Das ganze Missionswesen ist in Deutschland erst von einer freien Vereinskirche, von der Herrnhutergemeinde, energisch begonnen worden und ist über diesen kleinen Kreis erst am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts unter englischem Antrieb und Vorbild hinausgeschritten. Das Missionswesen ist englisch-reformierter Import bei uns und hat eine wirkliche Popularität bis heute nur in den pietistischen Kreisen, die unter dem Einfluß der englisch-methodistischen Bewegung sich in der deutschen „Erweckung“ gebildet haben. Als allgemeines Volksinteresse wie in England und Amerika ist die Mission in Deutschland nie empfunden worden.

So liegen die Gründe weit zurück in der uralten Formung und Gewöhnung deutschen religiösen Empfindens, das über die Heimat überhaupt nicht hinausdenkt und Verantwortung und Initiative des Einzelnen in solchen Dingen nur wenig kennt. Aber die Gründe, warum heute noch diese Abneigung fortdauert und warum das seit hundert Jahren uns eingeimpfte Missionsinteresse sich wesentlich auf die pietistischen Kreise beschränkt, liegen natürlich anderswo. Die lutherische Gläubigkeit ist ja in der großen Masse wenigstens unserer städtischen Bevölkerung verschwunden und die von ihr eingeflößten Gewöhnungen der Abschließung nach außen und Beharrlichkeit nach innen sind längst durch moderne Ideen ersetzt. Der Grund liegt heute in der schweren Krisis unseres religiösen Lebens. Unser Volk ist selbst seines Glaubens nicht mehr sicher und kann nicht daran denken, einen Glauben in die Welt zu tragen, über den man sich in der Heimat nicht einig ist, der unter dem Einfluß der modernen Wissenschaft zersetzt oder doch umgewandelt wird, dessen Zukunft bei uns selbst so dunkel und verworren ist. Das ist nun freilich eine Tatsache, die in einem gewissen Sinne von allen modernen Völkern gilt. Aber sie ist doch unter allen überwiegend protestantischen Völkern in Deutschland am meisten zur Geltung gekommen; wo man in Amerika religiös und kirchlich gleichgiltige Gelehrte trifft, da sind es meist Zöglinge deutscher Universitäten; und die in Amerika angestellten jungen deutschen Gelehrten pflegen über Nichts so zu klagen als über die fürchterlich rückständige Gläubigkeit der amerikanischen Gesellschaft. Es ist die eigentümliche theoretische Veranlagung und Neigung unserer Nation, die sich hierin bemerkbar macht. Intellektuelle Differenzen werden bis ins Letzte verfolgt und werden zu unüberwindlichen Scheidewänden. Der mit dem Dogma zerfallene Engländer weiß die populären religiösen Kräfte in ihrer sozialen und ethischen Bedeutung immer noch zu schätzen und verliert den Gedanken nicht, daß in verschiedenen Formen hier gleiche Ziele gewollt werden können. Ein Carlyle kann seiner kalvinistisch-bibelgläubigen Mutter immer wieder schreiben, daß sie im Wesen dasselbe wollen; englische Gelehrte und Studenten können mit Kirchen und Sekten zusammen arbeiten und sich zu praktischen Aufgaben vereinigen; sogar die Heilsarmee wird als wichtiges Mittel im Kampf mit Elend und Verwahrlosung geschätzt. Bei uns sind derartige Dinge fast unmöglich oder jedenfalls überaus selten. Die Gegensätze gegen das Dogma werden schroff und ausschließend empfunden und sogar möglichst popularisiert, statt zurückgehalten. Unsere gebildete Welt überläßt in der Hauptsache die Kirche den Orthodoxen und Pietisten, die darin herrschen mögen wie sie wollen. Wer von Nichttheologen sich daran beteiligt, setzt sich stets spöttischen Bemerkungen aus und wird dadurch zurückgehalten, auch wenn er gerne sich beteiligen möchte. Gegenüber freigesinnten Theologen und ihren Nöten und Sorgen herrscht die Meinung, daß ihnen recht geschieht: warum lassen sie sich auf solche Halbheiten ein. Der Doktrinarismus unserer Bildung, der sich bei der radikalen Arbeiterpartei nur fortsetzt und rücksichtsloser äußert, versteht Nichts von der populären Kraft der Religion, ihrer tiefen Wurzelung im Volksleben, ihrer notwendig konservativen und massiv-anschaulichen Ueberwelt. Er verwirft das Alles rundweg, auch wenn er selbst eine gewisse Religiosität anerkennt, und will damit Nichts zu tun haben. Wenn die von seiner Mitwirkung entblößten und der Orthodoxie ausgelieferten Kirchen die populären Mächte wecken und ihnen mit dem Wahlzettel ein reaktionäres Programm in die Hand drücken, dann ermahnt man die Regierung zur Festigkeit gegen die Finsterlinge; aber selbst durch regere Mitarbeit an der Kirche hierin Etwas zu ändern, daran denken nur ganz Wenige. Höchstens, wenn auch die Regierung nicht helfen

kann, verlangt man die Trennung von Staat und Kirche, in der Meinung, daß dann die Kirchen von selbst zusammenbrechen würden, und ohne Ahnung davon, daß dann der Kampf um die Macht erst recht entfesselt würde.

Es ist klar, daß unter solchen Umständen von einem Missionsinteresse in der Tat nicht die Rede sein kann. Mission setzt, wo sie nicht unwürdige rein-politische Spekulation ist, ernsthaftes religiöses Interesse und rein sympathische Würdigung der religiösen Organisationen voraus, die nun einmal die Werkzeuge für die Betätigung dieses Interesses sind. So ist es kein Wunder, daß die deutschen Missionsgesellschaften in beständiger Finanznot sind und daß die Beiträge der deutschen Protestanten die niedrigsten sind. In Schweden kommen auf den Kopf der protestantischen Bevölkerung 19,6 Pfennige, in Holland 22, in der französischen Schweiz 24, in Norwegen 41,4, in der deutschen Schweiz 51,6, in Frankreich 120 und in England noch etwas mehr an jährlichem Beitrag; in ganz Deutschland beträgt der Durchschnitt 16 Pfennige.

Aber die Schwierigkeiten liegen nicht bloß in diesen besonderen deutschen Verhältnissen und in der Gebrochenheit unseres religiösen Lebens. Sie liegen auch in der inneren Natur der Sache selbst. Auch der ernsthafteste religiöse Mensch empfindet gegenüber den Missionaren gewisse Bedenken. Hier steht an erster Stelle unser religiöser Individualismus, unsere Achtung der Gewissensfreiheit und persönlicher Ueberzeugung, unsere Forderung der Toleranz. Seit die moderne protestantische Welt überhaupt den Glaubenszwang und das autoritative Zwangskirchentum verworfen hat, ist als notwendige Folgerung ein weitgehender Relativismus eingetreten. Religion ist Privatsache und Persönlichkeitssache; wir pflegen darüber kaum miteinander zu sprechen, weil wir fremde Ueberzeugung nicht angreifen und unsere nicht verspotten lassen wollen. In der angelsächsischen Welt ist die lähmende Wirkung dieses Individualismus dadurch aufgehoben, daß derselbe Individualsinn ein unbegrenztes Vereinsleben freier Assoziationen hervorbringt und diese Vereine und freien Kirchen dann für ihre Ueberzeugung arbeiten. Der Uebelstand einer unerträglichen Konkurrenz dieser Vereine untereinander ist dort das fatale Ergebnis eines solchen Individualsinns, aber das hindert doch die lebhafte Tätigkeit selbst nicht. Bei uns ist diese praktische Ausgestaltung des religiösen Individualismus überhaupt mit für das allgemeine Leben entwickelt. Die freie Assoziation unterliegt durchweg großen Hemmungen, und auf dem religiösen Gebiet denken wir am allerwenigsten daran. Das allgemeine öffentliche Leben kennt hier nur die Kirche und das kirchlich beeinflußte Vereinsleben; es selbst schafft aus sich heraus keinerlei freie religiöse Assoziationen mit lebhaftem Propagandatrieb. Uns beherrscht der Satz: „Religion ist Privatsache des einzelnen Individuums, und jede Ueberzeugung ist heilig zu achten." Wie soll man da mit der Mission in fremdes Glaubensleben eindringen, anderen Völkern einen neuen Glauben aufdrängen, den sie gar nicht wollen und der ihnen höchstens zugleich die Lasten und Bedürfnisse der europäischen Zivilisation unfreiwillig mitbringt? Es scheint Mission höchstens da erlaubt, wo man sie sucht und ruft, und das wird bei denen, die nicht von selbst schon unter den Einfluß christlicher Ideen gekommen sind, so gut wie nie der Fall sein. Wie soll man von solchen Voraussetzungen aus den Wilden und Unzivilisierten das Christentum aufdrängen, die nicht darnach verlangen und ganz glücklich und zufrieden in ihren Zuständen sind; wie soll man es Mohammedanern, Brahmanen und Buddhisten aufreden, die im Besitz einer hochstehenden Religion sind und sich den Christen ebenbürtig oder überlegen fühlen?

Das führt zu dem wichtigsten Punkte, zu unserer heutigen Auffassung der nichtchristlichen Religionen, wie sie uns die moderne Religionswissenschaft, die letztgeborene unter den modernen Wissenschaften, lehrt. Darnach fällt die Fiktion weg, als sei der Anfang der Religion eine vollkommene Gotteserkenntnis gewesen und als sei das Heidentum oder die nichtchristlichen Religionen das Ergebnis des Sündenfalls, die Verfinsterung der ursprünglichen Erkenntnis und ihre Verderbung zum Götzendienst, die alle Götzendiener ohne das bekehrende Licht des Evangeliums zur ewigen Unseligkeit verdammt. An Stelle dessen tritt ein völlig anderes Bild. Die Anfänge sind uns unbekannt; aber was wir dann später im Lichte der Geschichte erblicken, das ist eine vielgestaltige, im ganzen emporstrebende Entwicklung; in ihr fehlt es nicht an furchtbaren Mißbildungen und Entartungen, aber auch nicht an verschiedenen in Sittlichkeit und Frömmigkeit außerordentlich tiefen und reichen Religionen. Wenn wir das Christentum auch als den Höhepunkt dieser Entwicklung betrachten, so ist dabei doch auch die außerchristliche Religion wahres und tiefes religiöses Leben von oft recht großartigen Früchten des inneren Lebens. Es ist keine Rede von der allgemeinen gleich verfinsterten und sündigen Masse der Verlorenen und Verdammten außerhalb der Christenheit, die aus Mitleid und zur Rettung für die ewige Seligkeit bekehrt werden müssen. Mit dieser Theorie hat das Christentum sich gepanzert, um theologisch da, wo es schon herrschte, seine Alleinwahrheit und die Notwendigkeit der kirchlichen Gnadenmittel zu beweisen. Von dieser Theorie ist denn auch die Kreuzzugströmung und Gewaltbekehrung und später die pietistische Missionstätigkeit geleitet worden. Sie ist heute für den historisch gebildeten Menschen unmöglich. Damit fällt aber auch der einfachste und dringendste Antrieb der Mission, die Pflicht des Mitleids und der Rettung, weg. Es handelt sich nicht um Rettung, sondern um Aufrichtung zu etwas Höherem, nicht eigentlich um Bekehrung, sondern um Erhebung. Dann aber muß man sich fragen, ob und wann man ein Recht hat, mit der Mission in fremdes religiöses Leben einzugreifen. Wo es sich selbst genügt und die tragende Kraft einer lebendigen und entwicklungsfähigen Kultur ist, hat man kein Recht einzugreifen, wie man in solchen Fällen ja auch keine Aussicht haben würde. Weiter ist die Frage, ob das Christentum überhaupt auf alle Entwicklungsstufen der Zivilisation übertragbar ist, und ob es nicht vielleicht Völker gibt, die zu ihm überhaupt nicht fähig und bestimmt sind. Es ist ja schon das Christentum selbst im Zusammenhang mit verschiedenen Kulturstufen sehr verschieden geartet und gar nicht überall bei sich selbst auf die gleiche Höhe der Reinheit und Zuverlässigkeit zu bringen. Da wird man auch von der Religion der Menschheit erwarten dürfen, daß immer verschiedene Stufen und Arten untereinander bestehen bleiben. Es ist also die Missionsaufgabe jedenfalls keine unbedingte und überall gleiche. Sie ist von Umständen und Verhältnissen abhängig und kann sich schwerlich das Ziel einer unbedingten Christianisierung der ganzen Menschheit stellen. Die Missionsaufgabe aber als eine bedingte erkennen, das heißt die Missionsaufgabe überhaupt unsicher machen und den Eifer lähmen: jedenfalls stellt es die moderne Missionstätigkeit vor ernste Fragen und Schwierigkeiten.

Ernst Troeltsch

Der Fall Römer

Wie wenn es so sein müßte, ist uns auch diesmal zu Weihnachten einer jener Fälle bescheert worden, in denen die Spannung unsrer kirchlich-theologischen Situation immer wieder sich entladet. Daß es so unmittelbar vor Weihnachten war, daran trägt die Behörde Schuld, denn die Veranlassung zu dem Prozeß wurde schon am 25. Juni 1905 gegeben. Daß es aber überhaupt zu diesem Falle kam, dafür hat der Pfarramtskandidat und Licentiat der Theologie Heinrich Römer die Verantwortung, der an jenem Tage in Remscheid eine Predigt über Joh. 6, 67—69 hielt, welche zwar seine Wahl zum Pfarrer daselbst, zugleich aber auch den Protest einiger Gemeindeglieder zur Folge hatte. In gemeinschaftlicher Sitzung des Konsistoriums zu Koblenz mit dem rheinischen Provinzial-Synodal-Vorstand ist nun am 12. Dezember dieser Einspruch als begründet anerkannt worden. Man hat Römers wissenschaftliche Tüchtigkeit und sittlichen Ernst „voll gewürdigt", aber es „blieb doch auf keiner Seite ein Zweifel darüber bestehen, daß seine theologischen Anschauungen, insbesondere hinsichtlich der Person Christi, wie sie in der gedruckten Gastpredigt vorliegen, so sehr von der heiligen Schrift und dem evangelischen

Bekenntnis abweichen, daß auch bei der weitherzigsten Beurteilung eine andere als die getroffene Entscheidung allseitig ausgeschlossen erschien." Eine nähere Begründung dieses Urteils ist nicht gegeben; nur einige Paragraphen der Rheinisch-westfälischen Kirchenordnung sind zitiert.

Die beanstandete Gast- oder Wahlpredigt liegt für Jedermann zur Prüfung vor. Sie ist erschienen unter dem Titel „Predigt über Ev. Joh. 6, 67—69 usw. von Heinrich Römer" bei Gebauer-Schwetschke in Halle und für 25 Pfennige zu haben. Wir müssen im Folgenden ihre Kenntnis voraussetzen. Wir handeln zuerst von der Predigt, dann von dem Urteil des Konsistoriums.

1. Die Wahlpredigt

Römer hat seine Wahlpredigt ganz unter das oberste Gebot völliger Aufrichtigkeit gestellt. So wird er es verstehen, wenn auch ich in der Beurteilung seiner Predigt rücksichtslos aufrichtig bin.

Die Gemeindevertretung hatte dem Kandidaten den Text für seine Predigt gegeben. Es war das Petrusbekenntnis zu Jesus, nach dem Evangelium Johannis. Man hat die Bevorzugung gerade dieses Textes beanstandet, und weil er von einem „positiven" Mitgliede des Gemeindekirchenrats vorgeschlagen wurde, dies als eine besondre Tücke empfunden, als hätte dem Prediger damit eine Falle gestellt werden sollen. Die Gesinnung des Antragstellers kann ich nicht kennen; aber Nichts ist verständlicher, als daß die Gemeindevertretung den Text wählte. Vielleicht hätte ihn der Prediger sich auch selber gewählt? Ich traue ihm das zu. Jedenfalls, da er den Text hatte, sagte er sich: Ja, darüber werde ich predigen, und zwar in aller denkbarster Offenheit.

Und er sagte seinen Zuhörern: daß von Gottessohnschaft im wörtlichen Sinn schon um des Urtexts willen an dieser Stelle nicht die Rede sein könne, daß er aber dennoch der Frage nicht aus dem Wege gehen werde, was es mit dieser Gottessohnschaft Jesu nach späterem kirchlichen Verständnis für eine Bewandtnis habe. Diese Vorstellung sei einerseits griechisch-heidnischer Herkunft.*) Alle möglichen Göttersöhne aus der antiken Mythologie zählt er auf: die Menschen, die mehr leisteten als gewöhnliche Sterbliche, wurden auf göttlichen Ursprung zurückgeführt. In unmittelbarer Abhängigkeit von dieser heidnischen Gewohnheit, sich das Geheimnis persönlicher Größe zu erklären, haben „die Christen aus den Heiden" auch Jesus so behandelt und ihm übernatürliche Geburt, die Geburt aus der Jungfrau, zugeschrieben. Ueber diese Lehre von der übernatürlichen Geburt redet der Prediger nun ausführlich: „Es ist nicht erquicklich, hierüber zu reden. Aber es sind Dinge, über die die christliche Gemeinde nicht im Unklaren bleiben darf."

Aber die Bezeichnung „Sohn Gottes" hat noch eine zweite Quelle: die alttestamentlich-jüdische. Sehr kurz berichtet der Prediger hierüber. Dann zieht er rasch die Summa der ersten Hälfte seiner Predigt:

> So steht es also mit der **kirchlichen****) Lehre von der Gottessohnschaft Jesu. Eine heidnische naturalistische Vorstellung hat sich hier einer rein religiösen Bezeichnung des Alten Testaments bemächtigt. „Gottes Sohn" — das ist wie Alles, was wir in Bezug auf Gott sagen, ein Bild und ein Gleichnis. Jesus der Sohn Gottes — das heißt der „Auserwählte Gottes", der am tiefsten in das göttliche Geheimnis Eingeweihte, der, in dem Gott seine Gnade und Wahrheit in einzigartiger Weise der Welt kundgetan hat. Man liebt es, diese Anschauung von der Gottessohnschaft die „moderne" zu nennen, aber sie ist nur die älteste und ursprüngliche Vorstellung von der Sache.

Man kann nicht verkennen, daß dem Heidnisch-Naturalistischen, das abgelehnt wird, in diesem ganzen ersten Teil viel mehr Zeit und Aufmerksamkeit zugewendet ist, als dem Positiv-Symbolistischen. Die doch offenbar für die richtige und bleibende Bedeutung des Ausdrucks „Sohn Gottes" maßgebende biblisch-jüdische Begriffsgeschichte ist äußerst dürftig geraten. Der Ausdruck Messias wird beiläufig eingeführt, als ob er sich von selbst verstände, später ist mehrfach von „dem Christus" die Rede, auch hier, als ob sich das von selbst verstände. Möglich, daß in der **gehaltenen** Predigt die schließliche Position in der soeben zitierten Stelle S. 12 wuchtig und eindrücklich zur Geltung gekommen ist: beim Lesen ist man am Schluß des ersten Teils völlig der Wucht der großen schneidenden Negation erlegen, die ihn wesentlich ausgefüllt hat.

Wohl gemerkt, ich sage nicht, daß irgend Etwas von dem, was Römer gesagt hat, an sich falsch sei. Aber es ist niemals das Ganze, und also auch nicht wahr. Und es ist nicht mit Religion gesagt, und darum nicht fromm, und gehört darum nicht so auf die Kanzel. Römer wird mich sofort verstehen, wenn ich an das erinnere, was Schleiermacher 1799 gesagt hat. Weshalb lehnt er denn so trocken ab, was die Heiden an Religion gehabt haben? Weshalb zeigt er nicht ihr Sehnen und ihr Verlangen in all diesen Geburtsgeschichten und Apotheosen? Warum lehrte er nicht seine Gemeinde, auch diese Religion der Heiden „mit Religion" anschaun? Und wenn er dann doch für die genuin alttestamentliche Vorstellung vom Gottessohn eintritt, weshalb verweilte er nicht bei dieser mit ganz andrer Liebe und Tiefe? Warum führte er da nicht mit ganz andrer Freudigkeit zum Neuen Testament hinüber, und wäre es nur zu dem einen Spruch Matth. 11, 27?*) Warum wies er nicht auch noch die dritte Quelle der Vorstellung einer Gottessohnschaft Jesu nachdrücklich auf: die schlechthin christliche? Aber das wird er ja gewiß im zweiten Teile der Predigt tun.

Der Verfasser mag verzeihen, wenn ich bei seinem ersten Teile noch verbleibe. Er hatte seinen Text, über den mußte er predigen. Aber hieß ihn denn dieser Text über die **Vorstellung** der Gottessohnschaft reden? War zureichender Grund vorhanden, das Dogma von der übernatürlichen Geburt aufzurollen? So daß es die pièce de résistance des Ganzen wurde? Bei diesem **Johannestexte**? Haben wir überhaupt auf der Kanzel **Dogmengeschichte**, **Begriffsgeschichte** zu treiben? Jedenfalls doch nur, wenn wir müssen. Römer tadelt S. 13 das Dogma, weil es „den Christus **erklären**" will: was tut er S. 6—12 anders als — den Gottessohn **erklären**? Er hat diesem Versuch also hinterdrein selbst das Urteil gesprochen.**) Und meint Römer wirklich, daß die Gemeinde Remscheid nun Bescheid weiß um die griechisch-heidnische und alttestamentlich-jüdische Vorgeschichte des Terminus „Gottessohn"? Ist nicht ein Unterschied zwischen einer Klausurarbeit und einer Predigt? Sind dünne Auszüge aus schwerer wissenschaftlicher Diskussion das, was wir als Frucht unsrer theologischen Bildung dem Kirchenvolk unter der Kanzel bieten müssen? Dieselben Sachen, die mir sehr interessant sind, wenn ich sie bei Usener oder bei Wellhausen lese, die ich am rechten Orte meinen Studenten selber vortrage, können inmitten der kirchlichen Verkündigung recht peinlich wirken. Religionsgeschichtliche Zusammenhänge zu begreifen, das setzt unter allen Umständen ein hohes Maß wissenschaftlicher Bildung voraus. Sie in einer so skizzenhaften Weise, wie es im Rahmen der vereinzelten Predigt nur möglich ist, allerlei Volke vorführen, das verträgt die Wissenschaft so wenig wie die Religion. Ich wiederhole, Römer konnte fast Alles das wörtlich sagen, aber nur indem es ihm Alles auch Religion geworden war. Aber so nur als Aufklärung mußte es notwendigerweise flüchtig und unzureichend bleiben, und die religiöse Verarbeitung, die der Prediger selbst nicht leistete, mutete er nun der Gemeinde zu.

---

*) „Wenn man eine Sache verstehen will, muß man auf ihren Ursprung zurückgehen," sagt bei dieser Gelegenheit der Prediger. Leider ist das nicht so einfach, und manchmal gar nicht möglich. Es ist doch nichts weiter als ein regulatives Prinzip für methodische Forschung, kein Kanon für religiöses Verständnis. Gott Lob!

**) Von uns gesperrt.

*) Oder ist dieser Spruch für ihn nicht „echt"? Ja ist denn der folgende Vers 28 „echt", den er zitiert? Ist denn der ganze Text der Predigt „echt" — ein Stück des Johannesevangeliums? Nun, Römer hat so viel Geschmack gehabt, alle Echtheitsfragen bei Seite zu schieben. Vor zwanzig Jahren würde ein Prediger von seiner Art die erste Hälfte der Predigt mit der Echtheitsfrage gefüllt haben, wie heute mit Religionsgeschichte. So ändert sich eben — die Theologie.

) Ein Pastor, der alle Sonntage zu seiner Gemeinde redet, mag ihr gerne Vieles auch **erklären. Aber ein Gastprediger hat keine Zeit dazu.

Hat ein moderner Theologe so wenig unterscheiden gelernt zwischen Wissenschaft und Religion, Theologie und Glaube?

Doch es wird Zeit, daß wir uns um die andere Hälfte der Predigt bekümmern. Hier fließt nun auch unserm Prediger — die Religion. Man kann den Gottessohn „nicht mit dem Verstande ergreifen, man kann ihn nur erleben". So erfuhrens die Jünger:

O seht, das ist der Weg, den wir gehen müssen: erst erleben,*) erst das Herz ergreifen lassen, erst die Seele füllen lassen mit dem göttlichen Leben, das dieser Heilige unter den Menschenkindern ausstrahlt. Dann kommt das Bekennen von selber*). Darum ist nicht das die erste und Hauptfrage an dich und an mich: „Wie nennst du Jesus? welchen Titel gibst du ihm?" sondern „Was hast du an ihm?"

Vortrefflich. Und das will nun eben mit Recht eine Christengemeinde von dem, der ihr Versorger werden soll, wissen: was ihm Jesus ist. So gibt denn auch unser Prediger Antwort auf Grund des gegebenen Textes: „Worte des ewigen Lebens" dankt er Jesu. Er führt das in ergreifenden Sätzen aus. Unwillkürlich gerät er in Zwiesprache mit Jesus (S. 17). Und ein Gebet zu Jesu wird ihm die ganze Schlußapostrophe: „— o Herr, zu wem können wir gehen als zu Dir . . . ." Alles das gut, fromm, echt. Es ist der Segen all der gewagten Aufrichtigkeiten im ersten Teil, daß man nun das Zutrauen hegt: er sagt auch jetzt in seinen positiven Bekenntnissen kein Wort zu viel. Kein Wort um der Rhetorik, kein Wort um des kirchlichen Rechts und Herkommens, kein Wort um der begehrten Stelle willen. Das ist ein Gewinn, den wir ihm und uns gern gönnen. Manches vermißt doch auch Unsereiner, der die wissenschaftlichen Voraussetzungen Römers teilt. In der Reihe der Bedingungen, unter denen einer Seele aufgeht, was sie an Jesus hat: wie kann da die Not der Schuld fehlen, und die wunderbare Tatsache, daß die Erscheinung des Reinen (ein Reiner ist ja Jesus auch für unsern Prediger) uns nicht verurteilt und zerschmettert, sondern für uns auch in diesem Zustande Worte des Lebens hat: „Dir sind deine Sünden vergeben!" Wie kann das fehlen?! Und gegen den Schluß die allzu geistreiche Wendung: „Was wir suchen, das ist der Mensch selber." Ich bekenne: entweder verstehe ich das nicht, oder wenn ich es verstehe, genügt es mir nicht und kann überhaupt nicht genügen. Was wir suchen, ist der lebendige Gott. Gar nichts Andres sonst. Und von hier aus freilich ergibt sich ein besondres Interesse an der „Gottessohnschaft" Jesu, das bei all den Untersuchungen der heidnischen oder jüdischen Vorgeschichte immer zu kurz kommt und zu kurz kommen muß, weil der Glaube an diesen Gottessohn eben doch schließlich auf seinem Eigenboden gewachsen ist.

Das ist in aller Aufrichtigkeit und Rücksichtslosigkeit unsre Kritik der Predigt — ohne Hörner und ohne Zähne — Nichts vertuscht und Nichts verschwiegen.

Es war eine Wahlpredigt, die Römer hielt. Aus einer Wahlpredigt soll die Gemeinde einigermaßen ersehen, was ihr künftiger Versorger ihr als Evangelium bringen wird. Die seelische Situation, in der ein Bewerber solcher Predigt gegenüber sich befindet, ist immer eine überaus schwierige. Unter Umständen, wie sie später nie wiederkehren, redet er zu einer noch fremden Gemeinde, von der es abhängt, ob sie ihm die später vertrauteste werden will. Der Gedanke, sich ihr vorzustellen in seiner ganzen Wahrheit, liegt nahe. Und wahr soll gewiß der Prediger sein. Aber um die Wahrheit seiner Person handelt es sich doch genauer zugesehen nicht, sondern darum, ob in ihm so viel eignes persönliches religiöses Erlebnis ist, daß er als Zeuge einer höheren Wirklichkeit vor die Gemeinde treten darf. An seiner Person wird ohne Zweifel allerhand menschliche Schwäche haften; worauf es ankommt, ist, ob der göttliche Funke in ihm doch gezündet hat, daß er nun sagen muß: Ich glaube, darum rede ich. Auf das Quantum der Dogmengläubigkeit kommt es wahrhaftig nicht an; nur darauf, daß Glaube da sei, drängender, werbender, gebender Glaube. Die besondre Theologie des Mannes ist dabei Nebensache. Will er in diesen gespannten Zeiten der Gemeinde darüber Auskunft geben, bis ins Detail, bis an die Grenze dessen, was dem Unzünftigen verständlich werden kann, so muß er eine andre Gelegenheit suchen als die Wahlpredigt. Er kann ja dem Presbyterium mitteilen, daß er das Bedürfnis habe, außer der Predigt noch einen Vortrag zu halten, damit man ihn ganz kenne, damit er nicht durch eine fromme Täuschung ins Amt komme. So Etwas wird doch auch die rheinische Kirchenordnung kaum verbieten. Aber er darf sich nicht dem üblen Schein aussetzen, als hielte er dafür, daß die Predigt zu fragmentarischen und darum höchst fragwürdigen Mitteilungen aus der „voraussetzungslosen" Wissenschaft da wäre.

Diesen Schein hat Römer nicht vermieden. Ich kann ihn eben darum lieben. Aber ich darf nicht verschweigen, daß er damit nach meiner Ueberzeugung einen Fehler begangen hat, der sich rächen mußte. Das Konsistorium hat ihn damit gerächt, daß es seine Wahl nicht bestätigte.

Nachdem wir das Corpus delicti, die Predigt, freimütig kritisiert haben, dürfen wir ebenso freimütige Kritik an dieser Entscheidung der zuständigen Kirchenbehörde üben. R

*) Von uns gesperrt.

Il Santo

Antonio Fogazzaro. Pagine 477. Milano. Baldini, Castaldi & Co. 1906

Aus Rom

Die Veröffentlichung dieses Buches hat uns ein merkwürdiges Schauspiel bereitet. Schon vor seinem Erscheinen brachten alle Zeitungen Leseproben; seit es vorliegt, schreibt man Rezensionen, hält Vorträge darüber und „interviewt" den Verfasser, der seine Freude über die Angriffe auf das Buch laut zum Ausdruck bringt, denn schon hieß es, man werde es auf den Index setzen. In den drei ersten Tagen war das dritte Tausend vergriffen, gestern las ich, das siebenzigste Tausend liege zum Verkauf.

Um eine solche Bewegung hervorzurufen, hier zu Lande, wo man kaum je ein Buch kaufte oder besprach — allerhöchstens die Francesca da Rimini von Gabriele d'Annunzio — muß dies Buch als ein Ereignis im Kulturleben Italiens betrachtet werden, wie es denn als ein solches in der katholischen Litteratur empfunden wird.

Das Werk ist als dritter, Schlußband, der Serie Piccolo Mondo Antico, Piccolo Mondo Moderno gedacht. Der aber würde enttäuscht werden, der die Natürlichkeit und Lebensfülle, die gesunde Frische des ersten Romanes in diesem dritten wiederzufinden hoffte. Nicht mit Unrecht ist der allgemeine Eindruck, daß der Band in dieser Hinsicht hinter den anderen weit zurückstehe, weil er von des Gedankens Blässe angekränkelt sei.

Nach des Verfassers eigenen Aeußerungen ist der Roman absichtlich geschrieben, um die religiöse Frage ins Rollen zu bringen und in der Gesellschaft zur Diskussion zu stellen: und da erleben wir das merkwürdige Resultat, daß er eigentlich Niemandem recht ist. Den Irreligiösen ist er zu voll von Gott; den Klerikalen ist er zu antiklerikal. Dieser Typus eines heiligen Laien paßt trotz der gesuchten Aehnlichkeit mit dem heiligen Franz von Assisi in keine Form, die Kirche hat keinen Platz für ihn. Den Modernen ist er zu mittelalterlich, den Frommen nicht kirchlich genug. Nur die junge Partei der Democristiani*) findet vielleicht ihre Rechnung dabei. Es hat offenbar auch die Dichtung ihr Wort mitreden wollen im Geisteskampf des verflossenen Jahres, und der hohe Rat hat begriffen, daß dies gefährlicher sei, als wenn einige Domherren Broschüren schreiben. Daher die bittere Abfertigung des Buches in der Civiltà Cattolica, welche sagt: „Nicht die Kirche bedarf der Reformen, nicht sie hat sich der Gesellschaft anzupassen, sondern die Gesellschaft hat sich der Kirche zu unterwerfen, welche die unfehlbare Hüterin der Wahrheit ist." Deshalb hat man den Rektor des neuen Benediktinerklosters St. Anselmo auf dem Aventin eingeladen, vor dem gebildeten Publikum der

*) Vgl. Jahrgang 1905, Nr. 26.

Arcadia zwei Vorträge zu halten; was er, der Vlamländer, mit viel Klugheit und keltischer Satire tat. Eigentlich ließ er dabei, besonders im zweiten, kein gutes Haar an dem Buche und wies darin alle Ketzereien nach: den Pantheismus Rosminis, die Hyperkritik Loisys und Harnacks, den Intellektualismus Tolstois. Die Reden des Santo schalt er hohle Worte ohne Sinn, paroloni wie sie die protestantischen Prediger brauchen, weil Nichts dahinter ist. Eine feine Bemerkung machte er, daß Fogazzaro die brennende Frage der Conciliazione, der Versöhnung zwischen Quirinal und Vatikan, nicht so flüchtig hätte berühren dürfen. Sie sei, grade bei seiner Bedeutung, erschöpfend zu behandeln oder zu vermeiden gewesen.

Dies genügt, um zu beweisen, daß ein aufmerksames Lesen des Buches besonders dem Nordländer anzuraten ist. Und in der Tat, es ist an Elementen großen Interesses reich. Nach Subjaco werden wir geführt, dort wo der Anio vom Gebirge braust, wo einst Nero über sieben Seen seinen Sommerpalast in die frische Bergluft baute, wo dann Benedikt von Nursia in der Einöde seinen berühmten Orden stiftete, am Felsenrand das wunderbare Klosterlabyrinth des Sacro Speco schuf und die Schwester in Santa Scolastica ihr Heil suchen ließ. Fogazzaros Meisterhand gibt diesen Naturschilderungen allen Reiz, dessen sie fähig sind.

Ein frommer, aber moderner Katholik nach der Art Don Romolo Murris*), der Schriftsteller Selva, bildet dort in seinem Sommerhause den Mittelpunkt fortschrittlicher, wenn auch demütig katholischer Gedanken. Da redet man von Reformen der Kirche, und die Sehnsucht geht nun nach einem neuen Propheten, sei es auch einem Laien, der die Führung übernähme, der die neuen Wege fände und, der Kirche treu, doch mit den Menschen von heute Fühlung hätte. Diese Gedanken teilen sich einem Büßenden mit, der als einfacher Gärtnerbursch in Santa Scolastica dient, von dem wir aber bald erfahren, daß er, vornehmer Herkunft, den Irrungen seines Lebens entfloh und arbeitend göttlicher Eingebungen harrt. Mönch will er nicht werden. Nach Art der Gottesfreunde will er in der Welt Zeugnis ablegen von Christus, der ihn zum Leben erweckt hat. Mächtig ertönen hier die Laute inniger Frömmigkeit, so rein und tief, wie ich sie aus katholischem Munde nie gehört. Das Sehnen nach dem Vaterherzen Gottes, nach dem Ruhen in der Heilandsliebe findet rührenden Ausdruck. Das freudige Tun des Willens Gottes, das Eingehen des eignen Willens in seinen väterlichen Willen durch den Gehorsam des Glaubens wird in wahrhaft evangelischer Predigt als Lebensziel dargestellt.

In einer Stunde großer Popularität gilt der Santo dem Volk als Wundertäter. Doch folgt sofort der Zusammenstoß mit den kirchlichen Autoritäten. Diese sind meisterlich, wenn auch nicht schmeichelhaft geschildert: feige der Erzpriester vom Jenne, launisch und zornmütig der Abt von Subjaco, grausam und mitleidslos die hetzenden Priester, zaghaft, voller Menschenfurcht der Papst. Und die Idealgestalt des Mönches Don Clemente ringt mit dem Schreckgespenst, daß er einer veralteten, einer verknöcherten Sache diene, für die in der Welt von heute kein Platz mehr sei.

Von überall vertrieben kommt der Santo nach Rom. Hier überstürzen sich die Ereignisse. Er zieht die Augen auf sich. Er sammelt im Verborgnen einen Kreis von Zuhörern, er wird am Testaccio der Abgott der Armen. Die Mönche von St. Anselmo vermitteln eine Audienz beim Papst: einem Idealpapst, um es so auszudrücken, keinem Porträtpapst. Aehnlich wie bei Zola, wird auch ihm in nächtlicher Stunde der Zugang gestattet. Milde hört der Greis an, was wie ein Feuerstrom dem Santo aus dem Herzen quillt. Auch er, wie Rosmini, redet von den Piaghe, den Wunden der Kirche, von vier Geistern des Abfalls: Lügenhaftigkeit, Geiz, Herrschsucht, Unbeweglichkeit. Er fordert vom Papst die Heilung dieser Schäden, das Zerbrechen der Schranken, den freien Hinaustritt in die Stadt. Sichtlich ist der Eindruck auf den Klugen, Bedächtigen, aber die Antwort ist sphinxartig. Immerhin freundlich genug, um den Haß der Unversöhnlichen noch mehr auf den Santo zu lenken. Als der feine Menschenkenner, der Fogazzaro ist, schürzt er mit Meisterhand die Schlinge, worin dieser gefangen werden soll. Der Handel zwischen Vatikan und Quirinal: die Ausweisung des Santo durch die Behörden gegen eine bisher beanstandete Bischofsernennung, könnte alle Tage vorkommen und ist mit vollendeter Ironie gezeichnet. Doch dazu kommt es nicht. Auf leisem Flügel nahet ihm der Tod. Wenige sind es, die um ihn weinen, und außer den Allerärmsten gehören sie nicht zu den untadelig Orthodoxen.

Es ist ein trauriges, merkwürdiges Buch, ungemein lehrreich als Seelengemälde aus der Feder eines hochgebildeten lateinischen Katholiken. Wir lernen daraus, daß der Verfasser ein tiefes religiöses Bedürfnis, wie man es den Italienern im allgemeinen so gerne abspricht, nicht nur selbst empfindet, sondern auch weiten Kreisen seiner Mitbürger zutraut. Zweitens, daß er an eine Entwicklungsbedürftigkeit und Entwicklungsfähigkeit der katholischen Kirche glaubt, aber im Widerspruch mit der gegenwärtigen Strömung sie in der wahren Richtung zu Christus als dem persönlichen Mittler, Lebenspender und stündlichen Vorbilde sucht. Höchst bemerkenswert ist in dieser Beziehung, daß die Jungfrau Maria in den Reden des Heiligen nicht ein einziges Mal vorkommt. Ob es dem Verfasser ganz verborgen ist, daß dadurch sein Katholizismus ein viel innerlicherer und erleuchteterer ist, als der gegenwärtig allgemein geübte?

Trotzdem stehen wir vor einer uns ganz fremden Weltanschauung. Das Vollkommenheitsideal Fogazzaros ist Zug für Zug das des Mittelalters. Er fußt wie jenes auf dem Begriff der doppelten Sittlichkeit. Die höhere Sittlichkeit ist die der Askese, der Weltflucht, der Ehelosigkeit im Gegensatz zu der niederen des Ehelebens in der bürgerlichen Gemeinschaft. Mir will scheinen, daß hier der eigentliche Differenzpunkt unsrer Auffassung liegt, und im ganz richtigen Instinkt erhebt sich hiergegen der lauteste Protest im Waldenserwochenblatt Il Rinuovamento: „Der Protest im Namen unsrer Mütter und Gattinnen."

Es ist eine seltsame Beobachtung, die man in katholischen Landen am Mariendienst macht. Nicht nur ist die Sündenvergebung von der weiblichen Vermittlerin leichter zu erlangen (in der Theorie), folglich das Maß des zu Leistenden geringer; sondern auch: der Gesichtspunkt, von dem aus Maria die hohe Schätzung erfährt, übt auf die Stellung der verheirateten Frau eine unheilvolle Wirkung. Weil die Madonna als Immacolata auf dem Altare steht, drückt sie die Frau aus dem adeligen Menschenleben ins Naturleben herab und wird dadurch ihre allerärgste Feindin. Daran ändert auch die feine Auseinandersetzung Nichts, welche der Verfasser dem Selva über die absolute Reinheit in den Mund legt, abgesehen davon daß sie als vom Christentum geboten dargestellt wird, wo es doch heißen muß: vom Katholizismus. Gemäß dieser Auffassung entzieht sich der Heilige nicht nur der naheliegenden Verpflichtung, die durch den Tod des Gatten freigewordene Geliebte zu heiraten, sondern er flieht auch die keimende reine Neigung zu einer reinen Jungfrau als Versuchung des heiligen Antonius. Auf dieser selben Linie liegt dann sein übriges Gebahren. Wie soll man überhaupt von unserem Standpunkt einen beurteilen, der alle anvertrauten Güter verschleudert; Rang und Stellung, Bildung und Reichtum, Jugend und Gesundheit; der in unfruchtbarer Selbstpeinigung sich das Notwendigste versagt, aller Hygiene Hohn spricht, um sich als Visionär eine Wirksamkeit zu gestalten, zu der ihm die normale Vorbildung fehlt!

Drei Frauen zeichnet der Verfasser. Die ungläubige Katholikin ist ein Meisterstück. Merkwürdig, daß ein Mann ein so reizendes, lebensvolles, interessantes Wesen darstellen — und sich bei ihren Schwestern so verzeichnen konnte. Die beiden übertretenden Protestantinnen nämlich, Holländerinnen, sind wesenlose Schatten, weil der Verfasser protestantisches Denken nicht kannte, entartete Töchter jenes Heldenvolkes, das auf den Mauern Leydens bis auf den Tod mit dem furchtbaren Alba rang, seine eignen Deiche durchstach, um den Feind zu verderben, auf dem Scheiterhaufen mutig sein Leben ließ für seinen Glauben. Daß mit Bewußtsein diese Gelegenheit ergriffen wurde, sehen wir aus den folgenden Aeußerungen: „Der Pro-

*) Vergl. ebenda.

testantismus verdirbt und zerfällt an einem toten Christus, während der Katholizismus an einem lebendigen Christus sich entwickelnd wächst;" und weiterhin, kein denkender Protestant verstehe den Katholizismus, selbst Harnack nicht in seinem Wesen des Christentums. Hierüber ist es unmöglich zu streiten, denn da steht Behauptung gegen Behauptung. Eines aber kann ich nicht unterdrücken und sage es dem Hochgefeierten ehrlich ins Gesicht:

Heißt es zu viel verlangt von einem Geistesführer des heutigen Italiens, daß er sich über das religiöse Niveau Spaniens erhebe? Daß er in der Märtyrerkirche der Waldenser einen Ruhm Italiens erblicke, einen Herold der Wahrheit und Gewissensfreiheit? Daß er angesichts der kraftvollen Entwicklung der Völker der Reformation ernstlich versuche, dieser selbst einmal ins Herz zu schauen? Dann würde er sehen, daß die Reformation unsterbliche Lebenskräfte entbunden hat, indem sie nicht das göttliche Kind in Mutterarmen, nicht das blumengeschmückte Grab der Sepolcri, sondern den im Himmel thronenden Christus zum Mittelpunkt unsres Lebens gemacht — gerade wie sein Santo es möchte — und Ihn dargestellt hat als unsern einigen Mittler und Hohenpriester, den Helden im Streit, den Sieger über den Tod, an dem tapfere Geschlechter sich bilden.

Maria Sell

Licht vom Osten

Vgl. 1902 Nr. 12, 13; 1903 Nr. 9, 11, 24, 26, 32; 1904 Nr. 2, 4, 9, 26

14. Evangelienfragmente auf ägyptischen Tonscherben

Von den beschriebenen Tonscherben der antiken Welt, den Ostraka, war in diesen kleinen Mitteilungen gelegentlich schon die Rede. Seit dem großartigen Buche von Ulrich Wilcken, Griechische Ostraka aus Aegypten und Nubien[1]) wissen wir, daß die Tonscherbe im Altertum eine große Bedeutung als Schreibmaterial hatte, und sind namentlich über die griechischen Ostraka Aegyptens ausgezeichnet orientiert. W. E. Crum hat sodann in seinen Coptic Ostraca[2]) Hunderte von beschriebenen Scherben in koptischer Sprache aus christlicher Zeit publiziert. Daß wir gerade aus Aegypten besonders zahlreiche mit Tinte beschriebene Ostraka besitzen, hängt mit den günstigen Boden- und Klimaverhältnissen des wunderbaren Landes zusammen.[3]) Auch in der übrigen antiken Welt hat man nicht selten auf Ostraka geschrieben[4]), nur sind solche in viel geringerer Zahl erhalten. Wir alle kennen den Ostrazismus des Kleisthenes; mehrere Scherben dieser großen athenischen Volksabstimmung hat man neuerdings in Athen wiederentdeckt. In Wiesbaden sah ich vor einigen Wochen im Museum ein Ostrakon mit lateinischer Schrift, das daselbst auf dem Grundstück Langgasse 29 ausgegraben worden ist. Eine in Megara entdeckte Tonscherbe[5]) mit dem Texte des Vaterunsers hat Rudolf Knopf[6]) in Marburg publiziert (derselbe, dem wir seit kurzem ein Buch verdanken, das mehr bedeutet, als zwölf Protestversammlungen: Das nachapostolische Zeitalter[7]).

Von Ostraka ist die Rede gewesen auch in verschiedenen Einleitungen in das Neue Testament, da, wo man die antiken Schreibstoffe zu behandeln pflegt. Eberhard Nestle in seiner Einführung in das Griechische Neue Testament[8]) bemerkt dabei, daß Neutestamentliches bis jetzt auf Ostraka nicht nachgewiesen sei, und er hat damit im Jahre 1899 wohl recht gehabt.

Inzwischen hat jedoch, abgesehen von der Vaterunserscherbe Knopfs, Crum in seinen koptischen Ostraka auch einige griechische publiziert, welche Schriftworte enthalten, darunter zwei Sprüche aus dem Lukasevangelium. Viel bedeutsamer aber ist eine Publikation des Chefinspektors der Verwaltung der Altertümer in Assiout (Aegypten) Gustave Lefebvre, die ich soeben durch die Güte des Verfassers erhalte: Fragments Grecs des Evangiles sur Ostraka.[1]) Diese Publikation gestattet uns, ein bisher weißes Blatt in der Geschichte des Neuen Testaments zu beschreiben. Sie gibt den Text von 20 größeren und kleineren griechischen Ostraka mit Bruchstücken aus unseren Evangelien. Von Bouriant bereits vor längeren Jahren in Oberägypten angekauft, bilden diese Scherben eine Zierde des Institut français d'archéologie orientale. Ihr näherer Fundort und die Umstände ihrer Entdeckung konnten nicht mehr ermittelt werden, aber ihre Echtheit steht außer Frage. Das Alter ist nach den Schriftzügen zu vermuten: die Scherben sind etwa im 7. Jahrhundert nach Christus geschrieben, in der Zeit der arabischen Eroberung.

Dem gelehrten Erforscher der Evangelien bieten sie namentlich auf dem Gebiete der Paläographie und der Textgeschichte[2]) interessantes Material, das hoffentlich beachtet wird; aber auch der Nichttheologe darf sich über diese neuen Sachen freuen. Sie enthalten den von drei verschiedenen Händen geschriebenen Text von Ev. Matth. 27, 31—32; Mark. 5, 40—41; 9, 17, 18, 22; 15, 21; Luk. 12, 13—15[3]); 12, 15—16; 22, 40—45; 22, 45—49; 22, 49—53; 22, 53—54; 22, 55—59; 22, 59—60; 22, 61; 22, 61—64; 22, 65—69; 22, 70—71; Joh. 1, 1—9; 1, 14—17; 18, 19—25; 19, 15—17.

Man sieht sofort, daß das Lukasevangelium am reichsten bedacht ist; zwei Ostraka tragen den fortlaufenden Text von Luk. 12, 13—16 und zehn Ostraka gar den ganzen Text von Luk. 22, 40—71, also eines großen Stückes aus der Passionsgeschichte. Daß diese zehn Ostraka zusammengehören, ist auch äußerlich dadurch markiert, daß die Schreiber sie durch die Zahlzeichen 1—10 nummeriert haben. So werden jedenfalls auch die Johanneischen Fragmente nicht von verschiedenen Besitzern stammen, sondern ebenfalls zu ein und derselben Reihe gehören. Diese Beobachtung ist nach zwei Seiten hin von Wichtigkeit: einmal weist sie darauf hin, daß wohl alle diese Evangelienostraka von einem und demselben Funde herrühren (dafür spricht auch, daß auf der einen Lukasscherbe das vorhin nachgewiesene Fragment Mark. 9, 3 steht, ein Stück aus der Verklärungsgeschichte, die auf der einen Markusscherbe fortgesetzt ist), sodann aber deutet sie den Gesamtcharakter dieser Bibelscherben an, indem sie die Frage beantwortet: Zu welchem Zwecke hat man wohl diese Ostraka mit Evangelienworten beschrieben?

Wäre uns bloß das einzelne Stück überliefert, das mit den Worten Mark. 9, 17 ff. beschrieben ist, so würde man leicht auf den Gedanken kommen, daß die Bibelworte als heilkräftiges Amulett benutzt wären, in diesem Falle als Amulett gegen Besessenheit. Wir haben z. B. hier in unserer Heidelberger Bibliothek mehrere solcher biblischen Amulette auf Pergament und Papyrus.[4]) Der Herausgeber teilt denn auch mit, daß Perdrizet ihm die Hypothese nahe gelegt habe, es handele

---

[1]) 2 Bände, Leipzig 1899. Vgl. Theol. Literatur-Zeitung XXVI (1901) S. 65 ff.

[2]) London 1902.

[3]) Sammlungen von ägyptischen Ostraka sind an mehreren Orten; die Heidelberger Bibliothek hat vorm Jahr eine große Sammlung erworben. Ich selbst besitze eine kleinere Auswahl.

[4]) Man hat diese Scherben nicht etwa eigens fabriziert, sondern einfach vom nächsten Schutthaufen geholt. Sie kosteten nichts.

[5]) Diese Scherbe gehört allerdings einer anderen Kategorie an: die Schrift ist hier nicht mit Tinte aufgeschrieben, sondern in den noch weichen Ton eingekratzt und dann durch Brennen fixiert.

[6]) Athenische Mitteilungen XXV (1900) S. 313 ff. und Zeitschrift für die neutest. Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums II (1901) S. 228 ff.

[7]) Tübingen, J. C. B. Mohr 1905.

[8]) Zweite Auflage, Göttingen 1899, S. 43.

---

[1]) Bulletin de l'Institut français d'archéologie orientale t. IV, Le Caire 1904; der Sonderdruck, der mir vorliegt und drei Faksimile-Tafeln enthält, hat 15 Quartseiten.

[2]) Jeder sicher in Aegypten geschriebene alte Bibeltext ist von hoher Bedeutung für die Beantwortung der Frage: Welches war der in Aegypten übliche Bibeltext?

[3]) Auf der Rückseite dieses Ostrakon (Nr. 5) stehen außer dem Namen Lukas einige Zeilen, die der Herausgeber nicht deuten konnte; ich drucke sie mit lateinischen Lettern:

STILBONT[
OI[··]NAFE[

Das ist sicher Fragment von Ev. Mark. 9, 3:

STILBONT[A LEUKA LIAN]
OI[A G]NAFE[US etc.]

[4]) Sie sind kürzlich auch publiziert worden.

sich bei den Ostraka um Amulette. Indessen die Serie der zehn zu einander gehörenden Stücke und die zu vermutenden anderen Serien legen eine andere Erklärung viel näher. Es ist ganz undenkbar, daß Jemand zehn Stück Ostraka als Amulett bei sich getragen haben wird, aus dem einfachen Grunde, weil sie für ein Amulett viel zu schwer sind. Ich habe selbst die Probe darauf gemacht, ohne an die Amulettfrage dabei zu denken: bei Vorträgen habe ich wiederholt zehn oder zwölf Stück aus meiner Ostraka-Sammlung in der Tasche gehabt, um sie den Hörern vorzuzeigen: bequem war die sonst sehr erfreuliche Last eigentlich nicht.

So wird es bei der Vermutung Lefebvres bleiben, daß die Scherben beschrieben worden sind, um ein billiges Evangelienlektionar herzustellen, ein Lese- oder Vorlesebuch (wenn man „Buch“ sagen darf) mit ausgewählten evangelischen Perikopen oder vielleicht auch dem fortlaufenden Texte der einzelnen Evangelien. Und wer das Wesen der Ostraka kennt, steht nunmehr vor der Erkenntnis der eigentlichsten Bedeutung dieses neuen Fundes. Die Ostakra waren in der Regel das Schreibmaterial der Armen; die Scherbe war umsonst zu haben, auch im kärglichsten Haushalt, wenn ein böser Niemand den Oelkrug oder die Teigschüssel zerschlagen hatte. Wer Etwas auf sich hielt, schrieb so leicht keinen Brief auf eine Scherbe; nur im Notfall, und dann entschuldigte er sich, er sei auf dem Lande und habe keinen Papyrus zur Hand.[1]) Wer auf Ostraka sich Evangelientexte schrieb oder schreiben ließ, war ein Armer: vielleicht ein Mönch oder ein Schulknabe, oder eine Frau aus der Zahl der anderen Namenlosen.

Darum können wir auf die schöne Publikation Lefebvres die Worte schreiben: die Evangelien in der Hand des niederen Volkes, das Evangelium bei den Armen Aegyptens im Zeitalter des heranflutenden Islam! In derselben Schicht, aus der die Evangelien stammen, diese volkstümlichsten Texte der ganzen antiken Welt, in denen die Volkssprache zum ersten Male kraftvoll in die Litteratur eintritt, in derselben Schicht finden wir hier die Evangelien nach sechs Jahrhunderten wieder, nachdem sie inzwischen von den Denkern und den Machthabern, den Reichen und den Berühmten gelesen worden waren, auf Papyrus, Pergament, ja auf Purpurpergament mit Goldschrift geschrieben. Nach ihrer langen Wanderung durch die Welt sind die Evangelien wieder nach Hause gekommen: auf wertlose weggeworfene Scherben schreibt ein Vergessener, Namenloser die unvergänglichen Worte, die das Eigentum der „Armen“ sind.

Adolf Deißmann

Verschiedenes

Beherzigenswertes zur Kirchenpolitik. In Anknüpfung an das Schweizerische Protestantenblatt schrieb das Bremer Protestantenblatt Nr. 52 Worte, die sollten alle Kirchenzeitungen nachdrucken und beherzigen:

Leonardo da Vinci arbeitete an seinem berühmten Abendmahlsbilde. Die Jüngergestalten waren fast vollendet, nur der Platz für das Bild des Heilands war noch frei. Immer und immer noch nicht wollte ihm die Stimmung kommen. Jetzt meinte er ihn vor sich zu sehen, jetzt wollte er beginnen, immer wieder mißlang es ihm.

Aber der Judas war prächtig gelungen, immer wieder kehrte sein Auge zu diesem Meisterwerk zurück. Der Haß hatte ihm den Pinsel geführt. Er hat ihm die Gesichtszüge seines ärgsten Feindes gegeben, er wollte ihm ein Denkmal unauslöschlicher Schmach setzen, daß sie ihn alle wiedererkennen, daß sie mit Fingern auf ihn weisen sollten: Judas!

Aber er riß sich los von diesem Bilde, den Herrn wollte er ja malen, er zermarterte sein Hirn, er hatte doch oft ihn gemalt! Was stört ihn heute, was läßt ihn nicht Ruhe zum Gestalten und Schaffen, was zerreißt immer wieder das eben aufdämmernde Bild? Warum gelang des Judas Bild? Weil er haßte. Warum gelingt des Herrn Bild ihm nicht? Weil er haßt und nicht liebt! Nun weiß ers! Der Judas stört ihn; mit haßerfüllter Seele, die sich immer wieder an dem Judasbilde freut, kann er den Herrn nicht malen. — Den Pinsel her! — Noch zögert er, soll er dem Triumph der Rache entsagen? — Doch nun fährt er zu, ein Farbenfleck vernichtet das Gebild des Hasses — schwer atmet er auf wie von einer Last befreit — und licht und lichter steigt des Herrn Bild vor seiner Seele au — nun, nun kann er den Herrn malen!....

Warum wirken die Parteien in der Kirche so viel Unheil, die doch sein müssen und immer sein werden und dann doch zum Segen gesetzt sind? Weil sie hassen! Immer das Auge scharf auf den Gegner gerichtet, immer spähend nach einer Schwäche, nach einem Fehler, immer das Gute an ihm so lange wägend und bezweifelnd, bis man den schlechten niedrigen Hintergedanken meint gefunden zu haben, und nun den Pinsel her mit den dunklen Farben des Hasses und nun sein Bild gemalt, scharf, unerbittlich, die Töne tief, die es recht dunkel machen! Welche Freude dann an solchem Bilde! Welch jubelnder Beifall darüber: — — — daß Menschen, daß Christen, daß Brüder derselben Kirche so schlecht, so grundschlecht sein können!! Die Anhänger jubeln, die Gegner knirschen mit den Zähnen; auch die Menge läßt sich eine Weile erregen und erbittern, dann wird ihr die Sache öde und langweilig; die Edlen ziehen sich voll Abscheu zurück, die feinen Gemüter schaudern vor den grellen Tönen, die Hungrigen werden vom Kampfgeschrei nicht satt, — Keiner mag schließlich ein solch haßentstelltes Bild lange ansehen, — und die, die es malten und denen es galt, sind beide schlechter dadurch geworden! — Den Pinsel her, — weg die Bilder des Hasses aus der Kirchenpolitik: den Herrn, den Heiland, gilt es den Leuten zu zeigen, den kann aber nur die Liebe malen, die Liebe zu Gott und den Menschen — auch zu den Feinden!

Wollen wir mit solcher Mahnung den Ernst, die Energie, die Wahrhaftigkeit aus der Kirchenpolitik, aus unserer Politik entfernen? Nimmermehr, — nur den Haß! Wir müssen und wollen des Gegners Schwäche, des Gegners Irrtum, auch seine Falschheit, seine Gefährlichkeit beim Namen nennen, um seinetwillen (wie ers mit uns tun soll, um unsertwillen), um derer willen, die ihn verkennen und ihm in die Irre nachlaufen, um der Wahrheit willen, wider die wir nicht können, aber — haben wir es in den Parteien denn **nur** und einzig mit dem Gegner zu tun, nicht auch mit unseren Freunden, mit denen, die für Kirche und Evangelium durch uns gewonnen werden **müssen**? Wollen wir in fruchtlosem Kampf — denn wer maßt sich an, den entschlossenen Gegner durch Wort und Widerwort zu gewinnen? — Zeit und Kraft vergeuden und die positive Arbeit, die bauende, werbende, gewinnende Arbeit darüber versäumen? Kampf muß sein ... aber ... laßt uns das Judasgesicht auslöschen, laßt uns aufhören, uns am Fehler, an der Häßlichkeit unserer Gegner zu berauschen, laßt uns nüchtern sein, scharf, klar, ernst und frei — und laßt vor allem uns den Jammer und die Not fühlen unserer Zeit und an die Arbeit gehen.

Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel. Von Dr. E. Hühn. In 4 Heften klein 8°. Tübingen, Mohr 1904. Jedes Heft 80 Pfg.

Diese Büchlein hebe ich mir auf für meinen Knaben, wenn er Theologie studiert. Sie werden ihm als Repetitorium die besten Dienste tun. In merkwürdig knapper Form enthalten sie das Wissenswerteste. Das erste Heft handelt von Sammlung des Kanons, Textkritik, Handschriften, Uebersetzungen, biblischer Archäologie und jüdischer Geschichte bis 135 n. Chr. Das zweite bespricht die einzelnen Bücher des Alten Testaments. Das dritte behandelt die neutestamentlichen Bücher und das vierte stellt die Geschichte Jesu und der ältesten Christen bis 150 dar. Das handliche Format wird dem Studenten erleichtern für seine Spaziergänge sich ein Heftchen in die Tasche zu stecken; aber auch der Lehrer oder die Lehrerin, die für die Vorbereitung auf ihre Prüfungen und beim Unterricht in der Bibel ein Hilfsbuch bedürfen, werden es gern benützen. Die Hefte stehen durchaus auf kritischem Standpunkt, frei von allen Verschleierungsversuchen. Sie sind wissenschaftlich und doch allgemein verständlich geschrieben. Der Preis ist sehr niedrig.

Karl Stuckert

Kunsterziehung im Geiste Ludwig Richters. Von Karl Rösener. Zweite unveränderte Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann 1905. 130 S. 1,20, gebunden 2 Mk.

Nicht umsonst erlebt das Büchlein binnen Jahresfrist die zweite Auflage; es war in der Tat ein glücklicher Gedanke, Ludwig Richter für eine Kunsterziehung im rechten Sinne aufzurufen, und dieser Gedanke ist in durchaus angemessener und ansprechender Weise durchgeführt. Der kurze erste Teil, „Kunsterziehung“, schmeckt wohl ein wenig nach grauer Theorie, der Schlußteil, „Die Bildungselemente der Richterschen Kunst“, enthält im wesentlichen, was man überall von Ludwig Richter zu finden gewohnt ist, wenn auch in selbständiger Fassung. Der zweite Hauptteil aber, „Die Kunstanschauung Ludwig Richters“, wird den Meisten neue Erkenntnis bringen, daß wir nämlich nicht nur Ursach haben, Ludwig Richter als Maler und Zeichner, als Volks- und Kinderfreund, als Erzähler und Charakter zu schätzen, sondern daß er auch eine ansehnliche Stelle unter unsern Kunstlehrern, unter den Aesthetikern einnimmt. Es ist dem Verfasser gelungen, dies aus Richters Selbstbiographie, seinen Briefen und namentlich aus seinen Tagebuchaufzeichnungen in geschlossenem Gedankengang nachzuweisen, ohne irgend Etwas zu pressen oder zu übertreiben, und ohne mehr als nötig aus dem Eigenen hinzuzutun. Der schöne Briefwechsel zwischen Ludwig Richter und Georg Wigand hätte für die zweite Auflage herangezogen werden sollen.

Karl Budde

Kleine Mitteilungen. Der Aufruf für unsre bedrängten Volksgenossen in und aus Rußland, den wir heute veröffentlichen, wird unsern meisten Lesern schon bekannt geworden sein, und vielerwärts haben Ortsansässige das Sammelwerk in die Hand genommen. Es wird uns aber eine große Freude sein, auch Beiträge dazu vermitteln

[1]) Solche und ähnliche andere Formeln stehen in den koptischen Scherbenbriefen bei Crum.

zu können. Wir bitten bei solchen Zusendungen zu bemerken, ob sie für das Komitee in Berlin oder für das in Ostrowo (vgl. Nr. 52 Sp. 1248) bestimmt sind; fehlt ein solcher Vermerk, so werden wir das Eingegangene an beide verteilen. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Dienstag 16. Januar im Deutschen Kaiser: Bedarf unsere Religion eines strafrechtlichen Schutzes? (Rechtsanwalt Rothe)

Görlitz. Donnerstag 25. Januar 8 Uhr Hotel zur Krone, Obermarkt: Die Auferstehung Christi (Meyer und Riggenbach). Referent Pastor Bornkamm.

Magdeburg. Mittwoch 17. Januar 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Religiöse Diskussionsabende. Referent Pastor Liebster, Leipzig. Gäste willkommen.

Marburg. Montag 22. Januar 1/2 9 Uhr im Ritter: Moderne Theologie des alten Glaubens.

Stuttgart. Montag 15. Januar 7 Uhr Herzog Christoph: Die Genesis im Religionsunterricht (Mittelschullehrer Glück-Stuttgart).

Venedig Christliches Hospiz. Campo S. Angelo 3581.
Pens. 4—6 L. Central und ruhig gelegen.

Angebot

Von meiner Arbeit **„Die evangelische Kirche Kroatien-Slavoniens“**, die von der deutschen Presse als hochinteressant bezeichnet wurde, sind noch einige Exemplare vorrätig, die ich bei direkten Bestellungen um den halben Preis (statt 2.50 Kr. 1.25 Kr) abgeben würde.

Tryniet (Oesterr.-Schlesien) Pfarrer Dr. **Pindor**

Christliche Verlagsbuchhandlung sucht einen **passenden Vertreter** in erster Linie **zum Besuch von Pastoren. Bevorzugt** wird ein **gebildeter Herr**, der mit der einschlägigen Literatur vertraut ist. Gefl. schriftliche Angebote unter **S. V. 1501** an **Rudolf Mosse, Stuttgart.**

Soeben erschienen

Unverrückbare * * Grenzsteine

Ein offenes Wort an Herrn D. Rade und seine Freunde

Von **D. Gustav Ecke** ord. Prof. der Theologie in Bonn

Separatabdruck aus der Kirchlichen Monatsschrift „Positive Union“

Preis 60 Pf.

Verlag der Landeskirchlichen Vereinigung der Posit. Union. Berlin S. W. 68, Oranienstr. 105 I

Zur Laubsägerei
Kerbschnitzerei, Holzbrandmalerei lief. am billigsten sämtl. Werkz., Vorl., Holz 2c.
J. Brendel, Maxdorf 35 Pfalz.
Reichh. Katalog über 2000 Abbild. geg. 40 Pf. in Briefm. frk.
Laubsägeholz
per qm von 1 Mk. an

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Künstlerischer Wandschmuck

Farbige Künstlersteinzeichnungen.

Neu! Paczka, Reigen — Liner, Abendfrieden — Georgi, Ernte — Wieland, Matterhorn — Schramm-Zittau, Schwäne — Sascha Schneider, Wettlauf — Voigt, Kirchgang. **Neu!**

„Es läßt sich kaum noch etwas zum Ruhme dieser wirklich künstlerischen Steinzeichnungen sagen, die nun schon in den weitesten Kreisen des Volkes Beifall gefunden und — was ausschlaggebend ist — von den anspruchvollsten Kunstfreunden ebenso begehrt werden, wie von jenen, denen es längst ein vergeblicher Wunsch war, das Heim wenigstens mit einem farbigen Original zu schmücken. Was sehr selten vorkommt: hier begegnet sich wirklich einmal des Volkes Lust am Beschauen und des Kenners Freude an der künstlerischen Wiedergabe der Außenwelt.“
Kunst für Alle. XII.

Bunte Blätter Farbige Künstlersteinzeichn. im kleinsten Format für **1 Mark.**

Blattgröße 23×33 cm, Bildgröße verschieden.

In Passepartout 1,50 Mark, im Rahmen 3 Mark.

Der schönste Schmuck für kleine Wandflächen und zum Aufstellen. Künstlerische Gelegenheitsgeschenke zum billigsten Preise. Erschienen sind 16 Blätter.

Größere Blätter: 70×100* cm und 55×75† cm. Erschienen 70 Blätter 4—6 Mark.
Kleinere Blätter: 30×41 cm. Erschienen 26 Blätter . . . . . . je 2½ Mark.
Porträts: 50×60 cm. Goethe — Schiller — Luther — Wilhelm II. . 3 Mark.
Rahmen: Zu den größeren Blättern 3 Mk. 80 Pf. bis 17 Mk.; zu den kleineren 2—4 Mk.

Katalog mit farbiger Wiedergabe von ca. 100 Bildern unentgeltlich und postfrei.

Dr. Rittelmeyers je 4 Vorträge über

NIETZSCHE Preis 1,80 Mk. **TOLSTOI** Preis 2 Mk.

empfiehlt H. Kerler, Verlags-Conto, Ulm

Comenius-Seminar
Bonn a. Rhein G. m. b. H.
Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit Internat Uebungsschule und Kindergarten

Dreijähriger Kursus zur Vorbereitung auf die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen nach staatlich genehmigtem Reformlehrplan.

Zweijähriger Kursus zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen.

Beginn der nächsten Kurse: Ostern 1906

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin

Fräulein Helene L. Klostermann, Riesstr. 1

Aufruf!

Die beklagenswerten Ereignisse in Rußland haben über unzählige Bewohner des Landes unsägliches Unglück gebracht. Viele Tausende sind völlig verarmt; Andere, die bisher fleißig ihrem Berufe nachgingen, stehen in bitterster Not müßig am Markt.

Das gilt in erster Reihe von den zahlreichen Deutschen im russischen Reiche. Unzählige von ihnen sind ohne jedes eigene Verschulden plötzlich brotlos geworden und stehen inmitten erregter, ihnen zum Teil feindlich gesinnter Volksmassen hülflos da. Sie alle hoffen auf uns, die Deutschen im Reich, sie hoffen, daß wir unsere Volksgenossen nicht im Stich lassen, für ihre Not offene Herzen haben werden und offene Hände.

Um ihre Not zu lindern, hat sich der unterzeichneten Hülfsausschuß zur Unterstützung der notleidenden Deutschen Rußlands gebildet.

Wir wenden uns mit der Bitte um Unterstützung an alle Kreise des deutschen Volkes. Wer immer im sicheren Frieden des Deutschen Reiches seinem Beruf nachgeht und seines friedvollen Heims froh wird, der gedenke unserer unglücklichen Volksgenossen in Rußland, die in einer furchtbaren Gegenwart einer vielleicht noch schrecklicheren Zukunft entgegensehen. Wir können ihnen helfen, und wir werden ihnen helfen, jeder nach seinen Mitteln. An deutsche Herzen hat sich noch kein unglücklicher Volksgenosse vergeblich gewandt. Dessen sind wir gewiß!

Geldsendungen (Einzel- und Sammelgaben) werden an die Hauptsammelstelle, die Königliche Seehandlungs-Hauptkasse, Berlin, Markrafenstr. 46a, unter der Bezeichnung „Für die notleidenden Deutschen Rußlands“ oder an den Verlag dieses Blattes, Zuschriften an Dr. v. Veh, Rechtsanwalt, Berlin W., Ansbacherstr. 55, erbeten.

Berlin, Dezember 1905. **Der Arbeitsausschuß:**

v. Alten, Generalleutnant z. D. — Dr. Arendt, M. d. R., M. d. pr. A. — Behre, Direktor — v. Bornhaupt — Dr. Eickhoff, Professor, M. d. R., M. d. pr. A. — Dr. Faßbender, Professor, M. d. pr. A. — Alfred Geiser, Geschäftsführer des Alldeutschen Verbands — Dr. König, Geh. Oberpostrat, M. d. pr. A. — v. Loebell, Generalmajor z. D. — Lückhoff, Direktor, M. d. pr. A. — Neubürger, Schriftsteller — Dr. Paasche, Geh. Reg.-Rat, Professor, Vizepräsident des Reichstages, M. d. pr. A. — Th. H. Pantenius — Raschdau, Kaiserl. Gesandter z. D. — E. Frhr. v. Reibnitz — Dr. Rewoldt, Justizrat, M. d. pr. A. — Professor Dr. Samassa — Victor Schoultz, Geschäftsführer des Deutschen Ostmarkenvereins — Adolf Stein — Stroffer, Major a. D., M. d. pr. A. — Dr. v. Veh, Rechtsanwalt — Franz Wagner, Justizrat

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg